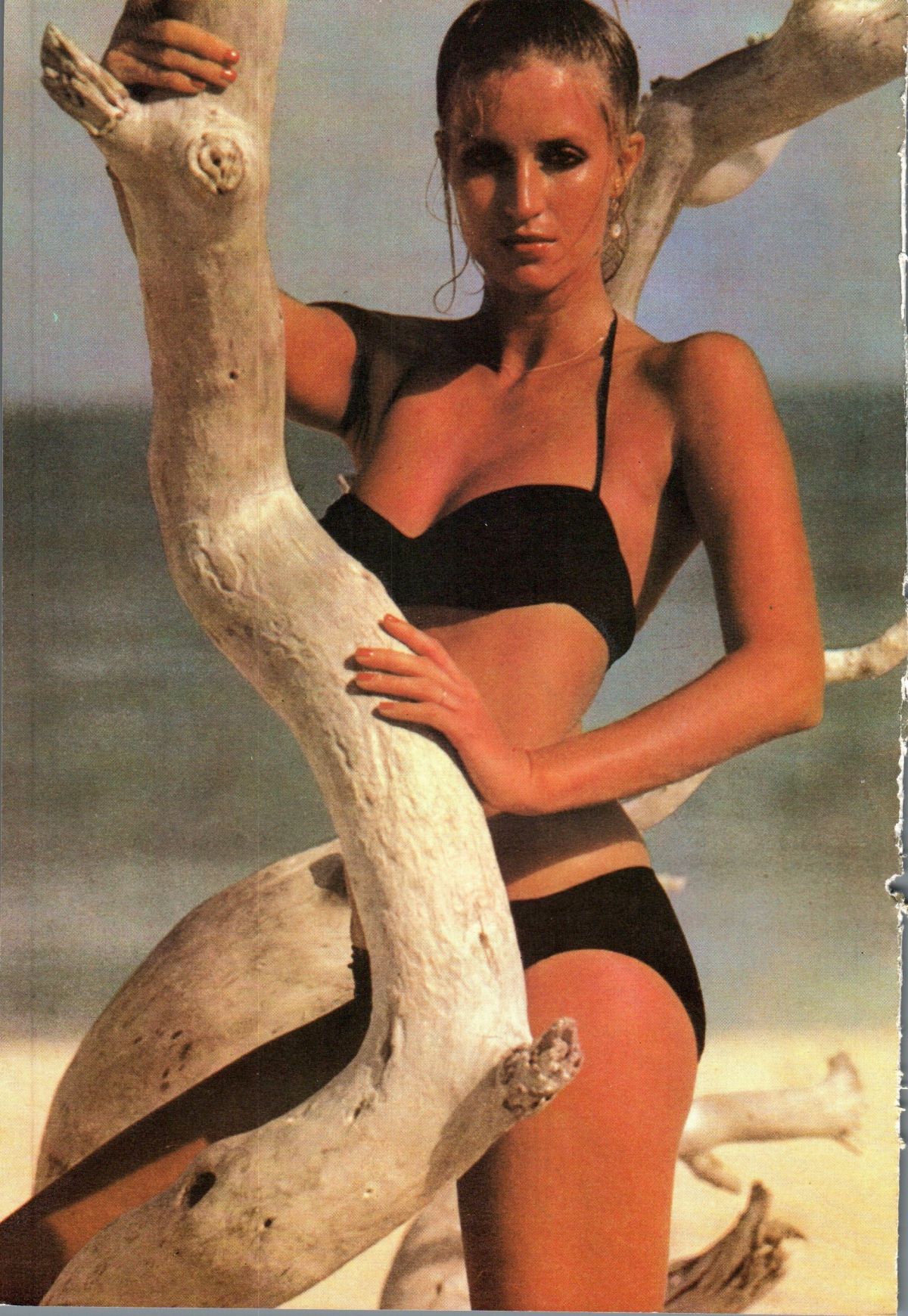
DAS Magazin

Heft 9
September
1976

Preis M 1.–



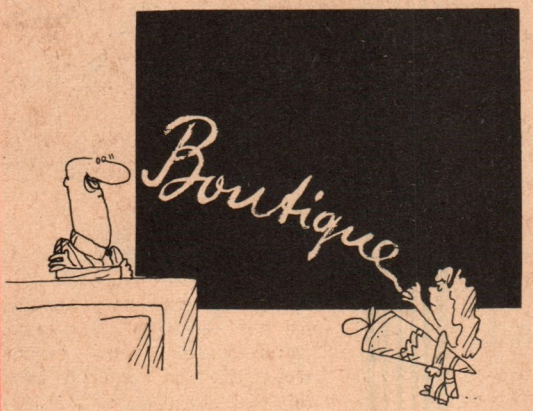
DAS MAGAZIN **Heft 9, September 1976, Jahrgang 23**

Sie an uns 2
Siegfried Lenz: Eine Liebesgeschichte 6
Dashiell Hammett: Tod & Co. 9
Siegfried Jacobsohn: Mein Tageslauf 13
Adolf Glaßbrenner: „Na, wie jeht et?" 14
Harald Hauser: im flug dieser nacht 16
Heinz Kahlow: Unterbringung in Oberhof 20
Günter Streifinger: Zwischenstation 25
Rolf Hofmann: Geheimnisse einer großen Reise 28
Klaus Katen: Unsere aktuelle Umfrage: Vorwiegend heiter? 32
Harald Wessel: Geh deinen Weg, und laß die Leute reden! 36
Anne Braun: MAGAZIN-Galerie: Günter Schumann 40
Jutta Schwarz: Aus der Schauspielschule geplaudert 44
Filmtips 47
Ernst Gebauer: Die nicht typische Entwicklung des Kapitäns Weibezahl 48
Ing. Klaus Blaschke: In Solidaritätsmission 52
Theo Pinkus: Die „Telefonziitig" 55
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift: Die schwere Kunst, originell zu sein 56
Lothar Kusche: Vom Oberhemd zum Überhemd 60
M. Jochen: Walfriede Schmitt, Notate zur Person 65
Berlin-Magazin 68
Axel Frank: Der Mann, der sich gern beißen läßt 70
Abgehörtes — Ausgelesenes 73
Rätsel 76
Liebe, Phantasie und Kochkunst 77

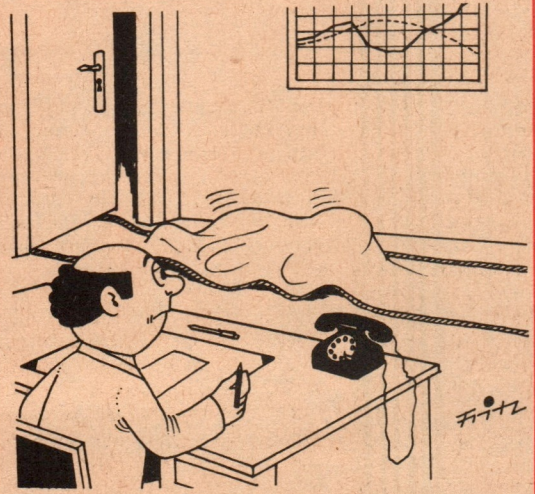
Chefredakteurin: Hilde Eisler
Stellvertretender Chefredakteur: Manfred Gebhardt
Chefreporter: Heinz Stern
Literatur und Leserbriefe: Hannelore Websersinke
Kultur: Gerda Ewald
Bildredaktion: Brigitte Voigt, Brigitte Sellin
Gestaltung: Bernd Meier
Herstellung: Kurt Scharf
Redaktion: DDR-1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: 2 44 34 35, 2 44 33 87
DAS MAGAZIN erscheint im Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Sammel-Nr. 24 40
Druck III/9/1

Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden
Lizenznummer 233 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Erscheint monatlich
Anzeigenannahme: DEWAG Werbung Berlin, 102 Berlin, Rosenthaler Str. 28—31, Tel. 2 26 27 75 und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR.
Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976.
Anzeigenannahme für Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG Berlin, 104 Berlin, Tucholskystr. 40
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes Buchexport zu entnehmen

Titel: Werner Klemke
Fotos: Feurer (1) 2. US.;
Voigt (5) S. 4, 5;
Archiv (9) S. 13, 38, 39, 52, 53;
Puhlmann/C. P. (1) S. 17;
Rössler (9) S. 20, 21, 22, 23, 37;
Agosti (1) S. 26; Stochl (1) S. 28;
Heyden (1) S. 32;
Privat (1) S. 36;
Bourgeois (1) S. 38;
Lorieux (1) S. 39;
Balarian (1) S. 39;
Reinhardt (1) S. 39;
Sellin (2) S. 40, 41;
Grams (17) S. 41, 42, 70, 71, 72;
H. Paris (15) S. 44, 45, 46, 65, 66, 67;
Progress (1) S. 47;
Gebauer (3) S. 48, 49;
Melis (10) S. 60/61, 62, 63, 64.

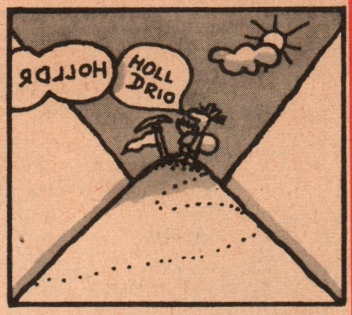


Zeichnung: Lothar Otto



„Nanu, wer kommt denn da schon wieder zu spät?“

BRIEFE SIE AN UNS BRIEFE



Die Dame war ganz neu!
Günter Rebbelin, Bad Brambach:
Wenn ein Schuster in unserer Zeit eine solche Frau hätte, wie sie neben der Geschichte von dem alten Lafontaine abgebildet ist, könnte man mit Frank Schöbel singen: „Ich lauf vom Nordpol zum Südpol zu Fuß . . .“, damit die Sohlen schneller durch sind! Übrigens kommt mir diese hübsche Eurasierin bekannt vor. Hattet Ihr die nicht schon mal? Ist keine Schande, wenn Ihr sie auch noch ein drittes Mal — dann vielleicht als Akt — bringt.

Diskrepanz
Arno Brandt, Schwerin:
Für mich waren die Ausführungen von Dr. Schnabl in Heft 7/76 über die „Diskrepanzen der Liebeslust“ eine wahre Offenbarung. Wann liest man schon mal so etwas Detailliertes über den Intimbereich. Ich glaube, daß er damit vielen jungen Leuten hilft, bei der Partnerwahl auch sexuelle Bedürfnisse und deren Befriedigung besser zu berücksichtigen, und wir Älteren können schließlich auch noch eine ganze Menge lernen, um unser Eheleben glücklicher zu gestalten.

Walter Peisold, Riesa:
Gott, ist der Schnabl ein Statistiker! Sicherlich ein solider, aber er sollte den Leuten doch endlich sagen, wie sie die eigene mangelnde Phantasie anregen können. Der alte Van der Velde war da weitaus progressiver. Der Gesellschaft wäre gedient und dem einzelnen auch.

Kuckucksruf im Herbstrauch
Karl Scholz, Nossen:
Im Magazin blüht in der Geschichte von Jo Hanns Rösler „Fremd in dieser Stadt oder Die Kunst,

Feiertage zu gestalten" auf Seite 26 zu Pfingsten der Flieder. In Ordnung. Zugleich aber der Jasmin und auf Seite 27 mit ihm die Rosen. Auch zu Pfingsten. Späte Pfingsten, Rosen mit Jasmin. Warum nicht? Flieder, Jasmin und Rosen, alles zu Pfingsten: Das ist wie Kuckucksruf im Herbstrauch der Kartoffelfeuer.

Wolfgang Pagenkopf, Bad Berka:
Vielleicht liest man im Urlaub viel gründlicher, oder aber Jo Hanns Rösler hat in seiner Kurzgeschichte „Fremd in dieser Stadt", die Sie im Juniheft veröffentlichten, einiges vergessen. Er hätte doch die beiden jungen Menschen noch über den Marktplatz schlendern lassen können, wo es saftige Weintrauben und Weihnachtsbäume zu kaufen gab!

Wem die Jacke paßt!
Anita Quaas, Mumsdorf:
Jeden Monat warte ich mit Spannung auf Ihre Beiträge. Oft sind sie unterhaltsam und abwechslungsreich. Sehr schön sind auch immer Ihre bunten Modebeiträge. Dazu aber eine Frage: Wo bekommt man denn diese schönen Kleidungsstücke zu kaufen? Seit Monaten fahre ich an meinem Haushaltstag nach Leipzig, Gera oder Altenburg, um einen bunten Rock oder ein schönes Kleid zu erwischen, aber vergebliche Müh. Überall viele unmodische Sachen. Die wenigen modischen Kleidungsstücke liegen für gute Freunde unter dem Ladentisch. Das sind meine Erfahrungen der letzten neun Monate. Sehr oft bin ich auch in die Exquisitläden gelaufen, um dort etwas Glück zu haben, aber in Leipzig ist der Verkäufer König. Man darf lange warten, bevor man von einer solchen Königin bedient wird. Nirgendwo bekommt man diese hochnäsige Art der Verkäuferinnen so deutlich zu spüren.

Es lebe der Hahnenschwanz!
Eberhard Zänker, Grimma:
Daß das Wort Cocktail von unbekannter Abstammung sein soll, wie es in dem Artikel „Durst ist halb so schlimm", Heft 7/76, heißt, dürfte nicht ganz zutreffen. Zumindest ist bekannt, daß es aus dem Englischen stammt und in wörtlicher Übersetzung Hahnenschwanz heißt. Vielleicht meint der Verfasser, daß nicht bekannt ist, wie alkoholische Mischgetränke den Namen Cocktail bekamen. Dazu möchte ich Ihnen folgende kleine Geschichte mitteilen, die ich in einem amerikanischen Heft mit Cocktailrezepten fand: Während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges servierte einmal das patriotisch gesinnte Barmädchen Betsy Flannagan in Dobbs Ferry, einem kleinen Ort nördlich von New York, den Offizieren des Generals Washington ein besonderes Getränk, das sie aus Rum, Korn und Fruchtsäften zubereitet und mit Schwanzfedern von dem Hahn eines Tory-Nachbarn dekoriert hatte. Davon angeregt, brachte ein französischer Soldat der Truppe einen Toast aus: „Vive le coq's tail!" (Es lebe der Hahnenschwanz!") So begann vor fast 200 Jahren die Geschichte des Cocktails.

Erfüllter Leserwunsch
Katrin Schnürps, Eichwalde:
Finden Sie es besonders originell, im Juli, ein Vierteljahr, nachdem der „Daniel Druskat" über den Bildschirm gegangen ist, die Hauptfiguren in Farbe zu bringen?

Der feine Unterschied
Manfred Leiser, Dresden:
Armes Magazin! Näherst Du Dich wieder den Zeiten der wahren Begebenheit, diesmal aber auf dem Gebiet der Auslandsreportage? Ein so guter Bildteil über Tansania, aber der Text ähnelt einem Schulaufsatz! Dazu im Vorspann der feine Unterschied: Man spricht vom „Gatten", während die Autorin von ihrem „Mann" schreibt!

Ringrichter ans Schlüsselloch
Martin Grimm, Eberswalde:
Da ich (selbstkritisch festgestellt!) auch zu den Lesern gehöre, die das Magazin sofort nach dem Aktfoto durchsehen und die ersten Seiten, die ja seit Jahren durch Annoncen verschandelt wurden, überblättere, wäre mir beinahe der Sportreformator Bofinger entgangen. Ich finde seinen Umbau vom Ring zur Box hervorragend, weil nun endlich auch die Arbeitsschutzbedingungen für die Ringrichter verbessert werden können. Sie brauchen sich jetzt nicht mehr zwischen den Kämpfern durchzudrängeln, sondern verfolgen das Geschehen durch schlüssellochähnliche Öffnungen.

Ilona Schwucht, Blankenburg:
Die zweite Seite des Magazins sollte in Zukunft immer, oder wenigstens in kürzeren Abständen, Herrn Bofinger vorbehalten bleiben. Es gehört doch zu den absoluten Raritäten in unserer Presse, daß einer sich traut, unseren geliebten Sport ironisch auf die Schippe zu nehmen.

Nur Miezen an Bord
Walter Rieser, Sonneberg:
Von alten Seemannsweisheiten hat Meister Klemke, Titelblatt Juli-Magazin, offenbar wenig Ahnung, sonst hätte er nicht die gesamte Schiffsbesatzung aus Frauen bestehen lassen, wo doch jeder weiß, daß lange Haare an Bord Unglück bringen. Doch trotz dieser Tatsache wäre ich ganz gern der einzige Passagier auf diesem Frauen-Kater-Schiff!

Neu in der Branche
Peter Vieler, Quedlinburg:
Die Mädchen auf den Seiten 18/19 durften wohl zum erstenmal in diesem Sommer ins Freie? Die Textilstreifen sehen ja ulkig aus. Sonst wirken die sitzenden Damen recht brav. Aber nicht verzagen, lieber Fotograf, vom Magazin lernen, heißt siegen lernen!

Gerhard Senger, Dresden
Nach dem enttäuschenden kalten Akt im Juniheft beschert uns das Juliheft mehrere sommerliche Aktfotos, so, wie man sie in dieser Jahreszeit erwartet hat — ob mit oder ohne Streifen. Nur bei den beiden farbigen „Brustbildern" stören die angeschnittenen Brüste. Kein Wunder, wenn die Damen immer so ernst dreinschauen.

Der Kuß

Das nennst du einen Kuß,
mein Leben?
Das nenn' ich nur Begier
nach mehren Küssen geben.

KARL FRIEDRICH
KRETSCHMANN
(1738—1809)

Fotos: Brigitte Voigt

Eine Liebesgeschichte

von Siegfried Lenz

Joseph Waldemar Gritzan, ein großer, schweigsamer Holzfäller, wurde heimgesucht von der Liebe. Und zwar hatte er nicht bloß so ein mageres Pfeilchen im Rücken sitzen, sondern, gleichsam seiner Branche angemessen, eine ausgewachsene Rundaxt. Empfangen hatte er diese Axt in dem Augenblick, als er Katharina Knack, ein ausnehmend gesundes, rosiges Mädchen, beim Spülen der Wäsche zu Gesicht bekam. Sie hatte auf ihren ansehnlichen Knien am Flüßchen gelegen, den Körper gebeugt, ein paar Härchen im roten Gesicht, während ihre beträchtlichen Arme herrlich mit der Wäsche hantierten. In diesem Augenblick, wie gesagt, ging Joseph Gritzan vorbei, und ehe er sich's versah, hatte er auch schon die Wunde im Rücken.

Demgemäß ging er nicht in den Wald, sondern fand sich, etwa um fünf Uhr morgens, beim Pfarrer von Suleyken ein, trommelte den Mann Gottes aus dem Bett und sagte: „Mir ist es in den Sinn gekommen, Herr Pastor, zu heiraten. Deshalb möchte ich bitten um einen Taufschein."

Der Pastor, aus mildem Traum geschreckt, besah sich den Joseph Gritzan ziemlich ungnädig und sagte: „Mein Sohn, wenn dich die Liebe schon nicht schlafen läßt, dann nimm zumindest Rücksicht auf andere Menschen. Komm später wieder, nach dem Frühstück. Aber wenn du Zeit hast, kannst du mir ein bißchen den Garten umgraben. Der Spaten steht im Stall."

Der Holzfäller sah einmal rasch zum Stall hinüber und sprach: „Wenn der Garten umgegraben ist, darf ich dann bitten um den Taufschein?"

„Es wird alles genehmigt wie eh und je", sagte der Pfarrer und empfahl sich.

Joseph Gritzan, beglückt über solche Auskunft, begann dergestalt den Spaten zu gebrauchen, daß der Garten schon nach kurzer Zeit umgegraben war. Dann zog er, nach Rücksprache mit dem Pfarrer, den Schweinen Drahtringe durch die Nasen, melkte eine Kuh, erntete zwei Johannisbeerbüsche ab, schlachtete eine Gans und hackte einen Berg Brennholz.

Als er sich gerade daranmachte, den Schuppen

Illustration: Albrecht von Bodecker

auszubessern, rief der Pfarrer ihn zu sich, füllte den Taufschein aus und übergab ihn mit sanften Ermahnungen Joseph Waldemar Gritzan. Na, der faltete das Dokument mit umständlicher Sorgfalt zusammen, wickelte es in eine Seite des Masuren-Kalenders und verwahrte es irgendwo in der weitläufigen Gegend seiner Brust. Bedankte sich natürlich, wie man erwartet hat, und machte sich auf zu der Stelle am Flüßchen, wo die liebliche Axt Amors ihn getroffen hatte. Katharina Knack, sie wußte noch nichts von seinem Zustand, und ebensowenig wußte sie, was alles er bereits in die heimlichen Wege geleitet hatte. Sie kniete singend am Flüßchen, walkte und knetete die Wäsche und erlaubte sich in kurzen Pausen, ihr gesundes Gesicht zu betrachten, was im Flüßchen möglich war.

Joseph umfing die rosige Gestalt — mit den Blicken, versteht sich —, rang ziemlich nach Luft, schluckte und würgte ein Weilchen, und nachdem er sich ausgeschluckt hatte, ging er an die Klattkä, das ist: ein Steg, heran. Er hatte sich heftig und lange überlegt, welche Worte er sprechen sollte, und als er jetzt neben ihr stand, sprach er so:

„Rutsch zur Seite."

Das war, ohne Zweifel, ein unmißverständlicher Satz. Katharina machte ihm denn auch schnell Platz auf der Klattkä, und er setzte sich, ohne ein weiteres Wort, neben sie. Sie saßen so — wie lange mag es gewesen sein? — ein halbes Stündchen vielleicht und schwiegen sich gehörig aneinander heran. Sie betrachteten das Flüßchen, das jenseitige Waldufer, sahen zu, wie kleine Gringel in den Grund stießen und kleine Schlammwolken emporrissen, und zuweilen verfolgten sie auch das Treiben der Enten. Plötzlich aber sprach Joseph Gritzan: „Bald sind die Erdbeeren soweit. Und schon gar nicht zu reden von den Blaubeeren im Wald." Das Mädchen, unvorbereitet auf seine Rede, schrak zusammen und antwortete: „Ja."

So, und jetzt saßen sie stumm wie Hühner nebeneinander, äugten über die Wiese, äugten zum Wald hinüber, guckten manchmal auch in die Sonne oder kratzten sich am Fuß oder am Hals.

Dann, nach angemessener Weile, erfolgte wieder etwas Ungewöhnliches: Joseph Gritzan langte in die Tasche, zog etwas Eingewickeltes heraus und sprach zu dem Mädchen Katharina Knack:

„Willst", sprach er, „Lakritz?"

Sie nickte, und der Holzfäller wickelte zwei Lakritzstangen aus, gab ihr eine und sah zu, wie sie aß und lutschte. Es schien ihr gut zu schmekken. Sie wurde übermütig — wenn auch nicht so, daß sie zu reden begonnen hätte —, ließ ihre Beine ins Wasser baumeln, machte kleine Wellen und sah hin und wieder in sein Gesicht. Er zog sich nicht die Schuhe aus.

Soweit nahm alles einen ordnungsgemäßen Verlauf. Aber auf einmal — wie es zu gehen pflegt in solchen Lagen — rief die alte Guschke, trat vors Häuschen und rief: „Katinka, wo bleibt die Wäsch'!"

Worauf das Mädchen verdattert aufsprang, den Eimer anfaßte und mir nichts dir nichts, als ob die Lakritzstange gar nicht gewesen wäre, verschwinden wollte. Doch, Gott sei Dank, hatte Joseph Gritzan das weitläufige Gelände seiner Brust bereits durchforscht, hatte auch schon den Taufschein zur Hand, packte ihn sorgsam aus und winkte das Mädchen noch einmal zu sich heran.

„Kannst", sprach, „lesen?"

Sie nickte hastig.

Er reichte ihr den Taufschein und erhob sich. Er beobachtete, während sie las, ihr Gesicht und zitterte am ganzen Körper.

„Katinka!" schrie die alte Guschke, „Katinka, haben die Enten die Wäsch' gefressen?!"

„Lies zu Ende", sagte der Holzfäller drohend. Er versperrte ihr, weiß Gott, schon den Weg, dieser Mensch.

Katharina Knack vertiefte sich immer mehr in den Taufschein, vergaß Welt und Wäsche und stand da, sagen wir mal: wie ein träumendes Kälbchen, so stand sie da.

„Die Wäsch', die Wäsch'" keifte die alte Guschke von neuem.

„Lies zu Ende", drohte Joseph Gritzan, und er war so erregt, daß er sich nicht einmal wunderte über seine Geschwätzigkeit.

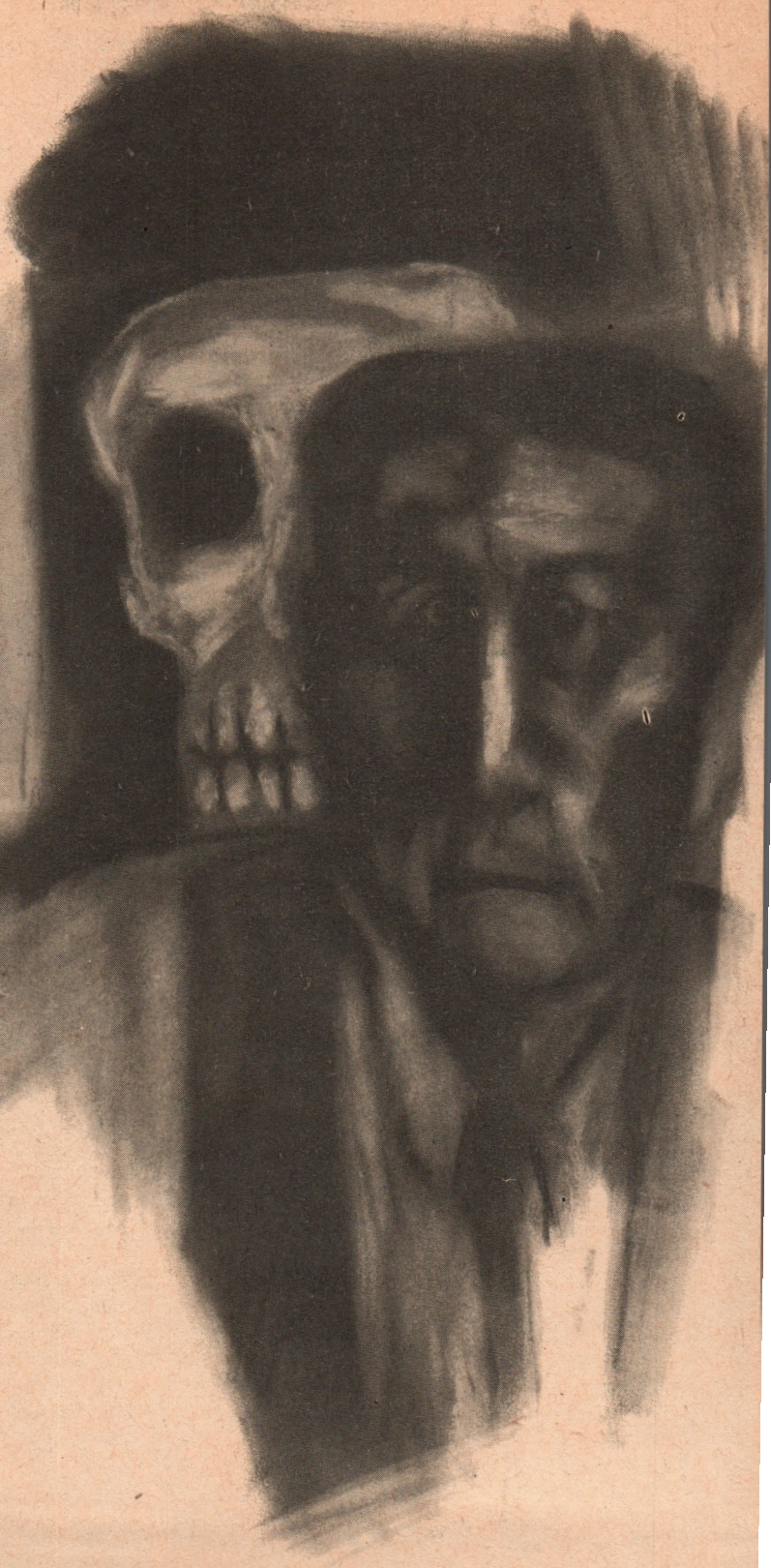
Plötzlich schoß die alte Guschke zwischen den Stachelbeeren hervor, ein geschwindes, üppiges Weib, schoß hervor und heran, trat ganz dicht neben Katharina Knack und rief: „Die Wäsch', Katinka!" Und mit einem tatarischen Blick auf den Holzfäller: „Hier geht vor die Wäsch', Cholera!"

O Wunder der Liebe, insbesondere der masurischen; das Mädchen, das träumende, rosige, hob seinen Kopf, zeigte der alten Guschke den Taufschein und sprach: „Es ist", sprach es, „besiegelt und beschlossen. Was für ein schöner Taufschein. Ich werde heiraten." Die alte Guschke, sie war zuerst wie vor den Kopf getreten, aber dann lachte sie und sprach: „Nein, nein", sprach sie, „was die Wäsch' alles mit sich bringt. Beim Einweichen haben wir noch nichts gewußt. Und beim Plätten ist es schon soweit."

Währenddessen hatte Joseph Gritzan wiederum etwas aus seiner Tasche gezogen, hielt es dem Mädchen hin und sagte: „Willst noch Lakritz?"

Dashiell Hammett

TOD & CO



Der Alte stellte mich in seinem Kontor dem anderen Mann vor, der Chappell hieß, und sagte: „Setzen Sie sich."
Ich setzte mich.
Chappell war etwa vierundfünfzig Jahre alt, kräftig gebaut und von dunkler Hautfarbe. Er sah elend aus, als ob er vor Kummer, Sorge oder Furcht vergehe. Seine Augen waren rotgerändert, darunter große Tränensäcke, und seine Mundwinkel hingen herab. Seine Hand war schlapp und weich, wie ich beim Händedruck merkte.
Der Alte nahm ein Stück Papier vom Schreibtisch und reichte es mir. Es war ein mit klotzigen, schwarzen Druckbuchstaben geschriebener Brief.
„Martin Chappell!
Wenn Sie Ihre Frau lebend wiedersehen wollen, haben Sie sich nach diesem Bescheid zu rich-

ten. Sie gehen zum Grundstück Ecke Turk Street und Larkin Street pünktlich um Mitternacht und deponieren unter dem Ziegelsteinhaufen hinter dem Bauschild 5 000 Dollar in einhundert Dollarscheinen. Wenn das nicht geschieht, oder wenn Sie sich an die Polizei wenden oder versuchen, die Scheine zu kennzeichnen, werden Sie morgen einen Brief erhalten, der Sie informiert, wo Sie die Leiche Ihrer Frau finden können. Das ist ernst gemeint.

Tod & Co.“

Ich legte den Brief auf den Schreibtisch des Alten zurück.

„Mrs. Chappell ging gestern in eine Nachmittagsvorstellung“, sagte er, „und ist nicht zurückgekehrt. Das hier erhielt Mr. Chappell mit der Morgenpost.“

„Ging sie allein ins Theater?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht“, antwortete Chappell mit müder Stimme. „Als ich gestern ins Büro ging, sagte sie, daß sie ins Theater wollte. Doch sie sagte nicht, um welche Vorstellung es sich handelte oder ob irgend jemand sie begleitete.“

„Mit wem ging sie in der Regel aus?“

Er schüttelte resignierend den Kopf.

„Ich kann Ihnen Namen und Adressen ihrer engsten Freundinnen geben, aber das würde nichts helfen. Ich habe sie allesamt angerufen, als sie gestern Abend nicht zurückkam, alle, mit denen sie möglicherweise hätte zusammensein können, doch keine hat sie gesehen.“

„Haben Sie eine Vermutung, wer das Verbrechen begangen haben könnte?“ fragte ich.

Er schüttelte wieder resignierend den Kopf.

„Hatte sie Feinde? Trägt Ihnen oder ihr irgend jemand etwas nach? Denken Sie gründlich nach, auch wenn ein solcher Fall schon lange zurückliegt oder Sie vielleicht glauben, es handele sich um eine Bagatelle. So etwas ist gewöhnlich der Hintergrund einer Entführung.“

„Da ist nichts, soviel ich weiß“, antwortete er müde. „Ich habe auch darüber nachgedacht, ob es jemand sein könnte, den ich kenne oder gekannt habe, aber ich bin zu keinem Ergebnis gekommen.“

„In welcher Branche arbeiten Sie?“

Er war verblüfft, antwortete jedoch: „Ich habe ein Reklamebüro.“

„Wie steht es mit Leuten, die Sie entlassen haben?“

„Nein, der einzige, den ich entlassen habe, ist John Hacker, aber er hat jetzt eine viel bessere Stellung bei einem Konkurrenten. Und wir kommen immer gut miteinander aus.“

Ich warf dem Alten einen Blick zu. Er hörte aufmerksam zu, doch wie gewöhnlich etwas geistesabwesend, als ob ihn die Sache persönlich nicht interessiere. Ich räusperte mich und sagte an Chappell gewandt:

„Ich muß Ihnen leider ein paar Fragen stellen, die Ihnen etwas — sagen wir — brutal erscheinen mögen, aber sie sind leider notwendig. Haben Sie Einwände?“

Er fuhr zusammen, als wüßte er, was nun komme, doch dann nickte er und sagte:

„All right.“

„Ist es früher auch schon vorgekommen, daß Ihre Frau die Nacht über weggeblieben ist?“

„Nein, nicht ohne daß ich wußte, wo sie war.“

Er zuckte leicht mit den Mundwinkeln.

„Ich glaube, ich weiß, was Sie mich fragen wollen. Ich glaube... Mir wäre es lieber, wenn Sie mich darüber nicht befragen. Ich weiß, es ist notwendig. Aber ich will lieber versuchen, es selbst zu sagen, ohne daß Sie mich fragen.“

„Das ziehe ich auch vor“, stimmte ich zu. „Sie sind sich hoffentlich klar darüber, daß auch mir dies alles keinen Spaß macht.“

„Das weiß ich“, sagte er.

Er atmete heftig und sprach hastig, als wolle er es schnell hinter sich bringen.

„Ich habe nie Grund zu der Annahme gehabt, daß sie irgendwohin ging, ohne es mir zu sagen, oder daß sie Freunde hatte, von denen ich nichts wußte. Das wollten Sie doch wissen, nicht wahr?“ fragte er, und seine Stimme war flehend.

„Ja, danke!“ Ich wandte mich wieder dem Alten zu. Die einzige Möglichkeit, ihn zum Sprechen zu bringen, war, ihn direkt zu fragen. Deshalb sagte ich: „Was meinen Sie?“

Er lächelte höflich, doch so, als wenn ihn das alles nicht besonders interessiere, und murmelte: „Sie kennen nun die wichtigsten Einzelheiten des Falles. Was würden Sie Mr. Chappell raten?“

„Er muß selbstverständlich erst einmal das Lösegeld bezahlen“, antwortete ich und fuhr dann fort: „Das ist ärgerlich, aber die einzige Möglichkeit im Umgang mit Kidnappern. Die Herren Tod & Co. sind nicht gerade klug, daß sie einen Ort wie das leere Grundstück wählen. Es ist ein Kinderspiel, sie dort zu schnappen.“

Dann wechselte ich den Ton und fragte Chappell: „Können Sie das Geld beschaffen?“

„Ja.“

„Und was ist mit der Polizei?“ fragte ich den Alten.

„Nein, keine Polizei!“ fiel Chappell ein. „Wollen Sie nicht...“

Ich unterbrach ihn: „Wir sind verpflichtet, die Polizei zu verständigen, falls etwas schiefgehen sollte oder damit sie handeln kann, sobald Ihre Frau wohlbehalten wieder zu Hause ist. Bestenfalls können wir sie überreden, so lange zu warten, bevor sie etwas unternimmt. Meinen Sie nicht auch?“ fragte ich den Alten.

Er nickte und streckte die Hand

nach dem Telefon aus. „Ja, das ist sicher möglich. Ich bitte Kriminalassistent Fielding und den einen oder anderen von der Staatsanwaltschaft hierher und lege ihnen den Fall vor."
Fielding und ein anderer Mann namens McPhee vom Büro des Staatsanwalts kamen. Zuerst wollten sie die Hälfte der Polizeistreitmacht von San Francisco rund um den Ziegelsteinhaufen an der Turk Street und der Larkin Street um Mitternacht einsetzen, doch allmählich glückte es uns, sie zur Vernunft zu bringen. Wir holten alle möglichen Berechnungen über Entführungen hervor und bewiesen ihnen schwarz auf weiß, daß die Statistik auf unserer Seite war: Erst bezahlen, was die Entführer verlangen, und danach versuchen, sie zu fangen, brachte bessere Resultate als sie zu jagen, damit sie ihr Opfer wieder in Freiheit setzten.

Um halb zwölf Uhr nachts verließ Chappell allein sein Haus mit fünftausend in graues Papier eingewickelten Dollars in der Tasche. Zwanzig Minuten nach zwölf kehrte er zurück.
Er war grau im Gesicht und schweißgebadet, und er zitterte am ganzen Körper.
„Ich habe das Geld dort hingelegt", erklärte er, „aber ich habe niemand gesehen."
Ich goß ihm ein Glas von seinem eigenen Whisky ein und reichte es ihm.
Fast die ganze Nacht wanderte er hin und her. Ich döste auf dem Sofa. Mindestens zehnmal hörte ich ihn zur Eingangstür gehen, öffnen und hinausschauen. Die Kriminalbeamten Muir und Callahan gingen zu Bett. Wir hatten uns im Haus einquartiert, um so schnell wie möglich von Mrs. Chappell Informationen über ihre Entführer zu erhalten.
Sie kam nicht.
Um neun Uhr am nächsten Morgen wurde Callahan am Telefon verlangt. Er legte den Hörer mit einer Grimasse auf.
„Das Geld ist immer noch nicht abgeholt", sagte er.
Chappell riß die Augen weit auf und seufzte erschreckt.
„Hat man die Stelle bewacht?" rief er.
„Selbstverständlich", antwortete Callahan, „doch sehr vorsichtig. Wir haben nur einige Männer mit Ferngläsern in einem Gebäude die Straße hinunter postiert. Niemand konnte sie bemerken."
Chappell drehte sich zu mir um, und die Angst legte sich noch deutlicher auf sein Gesicht.
„Was?"
Es klingelte an der Tür.
Chappell stürzte hinaus und kam wenig später aufgeregt zurück, während er einen Briefumschlag aufriß. Es war ein Eilbrief, darin lag wieder ein Bogen, bestückt mit klotzigen Druckbuchstaben:

„Martin Chappell!
Wir haben das Geld, doch wir müssen heute Nacht noch mehr davon haben, dieselbe Summe, gleiche Zeit und alles andere ebenfalls wie gehabt. Diesmal versprechen wir bestimmt, daß wir Ihre Frau lebend heimsenden, wenn Sie tun, was wir sagen. Tun Sie es nicht oder sagen Sie auch nur ein Wort der Polizei, so wissen Sie, was geschieht, und Sie können sicher sein, daß wir meinen, was wir sagen.

Tod & Co."

„Verdammt!" sagte Callahan.
„Sind die mit den Feldstechern denn völlig blind", stöhnte Muir.
Ich kontrollierte den Poststempel. Der Brief war zeitig an diesem Morgen abgesandt worden.
„Was wollen Sie tun?" fragte ich Chappell.
Er schlenkerte mit der Hand und sagte dann: „Ich will jeden Cent, den ich besitze, hergeben, wenn ich nur Louise heil und gesund wiederbekomme."

Um halb zwölf nachts verließ Chappell wieder sein Haus mit fünftausend Dollar. Als er zurückkehrte, sagte er sofort: „Das Geld, das ich letzte Nacht dort hinlegte, war verschwunden."
Diese Nacht verstrich beinahe genauso wie die vorhergehende. Der einzige Unterschied war, daß Chappells Hoffnung, seine Frau am kommenden Morgen wiederzuhaben, nun geringer war. Niemand sprach darüber, doch wir erwarteten alle, daß am nächsten Morgen ein neuer Brief mit der Forderung nach weiteren fünftausend Dollar eintreffen werde.
Tatsächlich kam ein Eilbrief, doch darin stand:

„Martin Chappell!
Wir haben Sie gewarnt, die Polizei zu verständigen, und Sie haben es trotzdem getan. Führen Sie die Polizei zum Appartement Nr. 303 in der Post Street 895, und Sie werden dort die Leiche vorfinden, die wir Ihnen versprachen, falls Sie nicht gehorchen.

Tod & Co."

Callahan fluchte und stürzte zum Telefon.
Ich legte meinen Arm um Chappell, denn er schwankte und schien jeden Augenblick zu fallen, doch dann nahm er sich mit Gewalt zusammen und wandte sich wütend gegen mich:
„Sie haben sie ermordet!" rief er.
„Halten Sie den Mund!" kommandierte Muir. „Wir müssen aufbrechen."
Muir, Chappell und ich gingen zu Chappells Wagen, der die beiden letzten Nächte vor dem Haus gestanden hatte. Im letzten Augenblick sprang auch Callahan hinein.
Wir brauchten zehn Minuten, um den Weg von Chappells Haus bis zu der angegebenen Adresse in der Post Street zurückzulegen, noch ein paar Minuten, um die Hauswirtin zu finden und die Schlüssel zu bekommen. Dann gingen wir hinauf zum Appartement Nr. 303.
Im Speisezimmer lag eine

schlanke Frau mit krausem, rötlichem Haar auf dem Fußboden. Sie war tot. Ein Zweifel war unmöglich. Sie war so lange tot, daß bereits eine starke Verfärbung vorhanden war. Sie lag auf dem Rücken. Der hellbraune Flanellbademantel, der offensichtlich einem Mann gehörte, war hochgerutscht, so daß man ihre hellrote Unterwäsche sehen konnte. Sie trug Strümpfe und einen Hausschuh. Der andere lag neben ihr.

Auf ihrem Gesicht und Hals und dem Teil des Körpers, den man sehen konnte, waren große dunkle Flecke wie von Schlägen. Ihre Augen waren weit aufgerissen und traten aus den Höhlen, und ihre Zunge hing lang aus dem Mund: Sie war mißhandelt und danach erdrosselt worden.

Mehrere Kriminalbeamte und einige Polizisten in Uniform gesellten sich zu uns. Wir gingen zur Routinearbeit über.

Die Hauswirtin erzählte uns, daß in diesem Appartement ein Mann namens Harrison M. Rockfield wohnte. Sie beschrieb ihn so: Er war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, einen Meter und achtzig groß, mit blondem Haar und grauen oder blauen Augen. Er war schlank und wog etwa siebzig Kilo. Ein sehr netter und gut gekleideter Mann. Sie sagte, er habe dort drei Monate lang allein gewohnt. Sie behauptete, seine Freunde nicht zu kennen und Mrs. Chappell noch nie vorher gesehen zu haben. Die letzten drei Tage hatte sie Rockfield nicht gesehen, doch das war nicht ungewöhnlich, da manchmal eine ganze Woche verging, ohne daß sie die einzelnen Mieter zu Gesicht bekam.

Wir fanden eine Menge Kleider im Appartement, und die Hauswirtin bestätigte uns, daß Rockfield sie getragen habe. Fingerabdruckexperten fanden zahlreiche Fingerabdrücke, die, wie wir hofften, von Rockfield stammten.

Wir fanden in den benachbarten Appartements keinen, der etwas gehört hatte, als der Mord begangen wurde.

So kamen wir zu dem Ergebnis, daß Mrs. Chappell getötet wurde, sobald sie das Appartement betreten hatte, auf jeden Fall nicht später als in der Nacht, da sie verschwand.

„Aber weshalb?" fragte Chappell völlig gelähmt.

„Aus Sicherheitsgründen. Damit sie nicht gefunden wurde, bevor Sie ausgeplündert waren. Sie war ja keine kleine, schwache Frau. Es wäre schwergefallen, sie in einem solchen Appartement versteckt zu halten."

Ein Detektiv fand ein Bündel Hundertdollarscheine, die Chappell in der Nacht vorher unter den Ziegelsteinhaufen gelegt hatte.

Ich begab mich mit Callahan ins Hauptquartier, um dort mit den Männern zu sprechen, die das Baugrundstück mit Feldstechern bewacht hatten. Sie schworen hoch und heilig, daß niemand dort war — „nicht einmal eine Ratte" —, der ungesehen den Ziegelsteinhaufen hätte erreichen können.

„Und das glaubt ihr?" brüllte Callahan. „Und doch ist jemand dort gewesen."

Ich wurde ans Telefon gerufen. Es war Chappell. Seine Stimme war heiser. „Das Telefon läutete, kaum daß ich zu Hause war, und er war es."

„Wer?"

„Tod & Co. sagte er. So waren seine Worte, und er sagte, daß ich das nächstemal dran bin. Weiter sagte er nichts. Nur: ‚Hier ist Tod & Co., und das nächstemal bist du dran.'"

„Ich komme sofort", rief ich. „Setzen Sie sich und warten Sie auf mich."

Ich berichtete Callahan und den anderen, was Chappell mitgeteilt hatte.

Callahan verzog das Gesicht.

„Wir haben es wieder einmal mit einem dieser verdammten wahnsinnigen Mörder zu tun", brummte er.

Chappell war in elender Verfassung, als ich kam. Er zitterte, als friere er, und die Angst nahm ihm den Atem.

„Es ist ... Es ist nicht deshalb, daß ich Angst habe", versuchte er zu erläutern. „Es ist ... Also es ist ... So ängstlich bin ich nun auch nicht ... Aber ... Aber ... Das mit Louise ... Der Schock und das alles. Ich..."

„Ich verstehe Sie", beruhigte ich ihn. „Und Sie haben die letzten Tage keinen Schlaf gefunden. Wie heißt Ihr Arzt? Ich rufe ihn an."

Er protestierte schwach, gab mir jedoch schließlich die Adresse des Arztes.

Als ich zum Telefon gehen wollte, klingelte der Apparat. Callahan wollte mit mir sprechen.

„Wir haben die Fingerabdrücke identifiziert", sagte er triumphierend. „Sie stammen von Dick Moley. Kennen Sie ihn?"

„Und ob", antwortete ich. „Genausogut wie Sie."

Moley war ein Spieler, Revolverheld und Gesetzesbrecher mit einem Sündenregister so lang wie ein verregnetes Jahr.

„Das bedeutet Kampf, wenn wir ihn finden", sagte Callahan optimistisch. „Sie wissen, was er für ein harter Nagel ist. Und er wird noch laut lachen, sobald es losgeht."

„Das ist mir klar", antwortete ich.

Ich erzählte Chappell, was Callahan mir gesagt hatte. Sein Gesicht verdunkelte sich vor Wut, und seine Stimme bebte, als er den Namen des Mannes hörte, der beschuldigt wurde, seine Frau getötet zu haben.

„Haben Sie irgendwie von ihm gehört?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und verfluchte Moley weiter mit halberstickter, heiserer Stimme.

„Schluß jetzt", sagte ich. „Es nützt ja doch nichts. Ich weiß, wo ich Moley finden kann."

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 74

Mein Tageslauf

Siegfried Jacobsohn war Gründer und Herausgeber der Zeitschrift „Die Weltbühne"

Morgens um acht Uhr, wenn die Morgenblätter aufgehen, trete ich an den Schreibtisch der Redaktion. Da steht der Waschkorb mit der Post.

„Sehr geehrter Herr! Ich bitte Sie, mich mit der Zusendung Ihres von den Franzosen (Russen) gekauften Blattes in Zukunft verschonen zu wollen, da mir Ihre Tätigkeit als eine Schädigung unsrer Volksbelange erscheint. Hochachtungsvoll ergebenst (ergebenst durchstrichen)..."

„Sehr geehrter Herr! Ihr Blatt gibt mir die einzige schöne Stunde in unserm Ort, wo, wie Ihnen ja bekannt, die zweitdümmste Zeitung Deutschlands erscheint. Ich danke Ihnen und..." Dann gehe ich an die Beiträge.

Da in meinem vornehmen Verlagshaus an- und pseud-onyme Sendungen grundsätzlich nicht geöffnet werden, so finde ich gleich obenauf eine wunderschöne Arbeit von Morus. Während draußen die Flocken wirbeln, lese ich entzückt den Aufsatz meines pünktlichsten Mitarbeiters. Es ist eine Pfingstbetrachtung.

Der Postbote. Telegramm Peter Panters.* Bittet um Vorschuß. Wird sofort erledigt: das Telegramm fliegt in den Ablegekorb.

Jetzt hat sich der erste meiner telephonischen Quälgeister erhoben: der Tag beginnt. Schauspieler, denkende Schauspieler, richtige Schauspieler, weibliche Schauspieler, ernsthafte Schauspieler ohne Engagement, ein ernsthafter Schauspieler mit Engagement, der Verein Süddeutscher Öffentlicher Hausbesitzer, der sich durch einen Aufsatz in seinen vitalsten Interessen bedroht fühlt und dessen Syndikus zufällig in Berlin ist. Der Postbote. Telegramm Theobald Tigers.* Bittet um Vorschuß, da in Paris bei einem Restaurateur sitzt und nicht heraus kann. Bekommt eine Mark in Briefmarken geschickt und zwei vom Honorar abgezogen.

Nun ist das zweite Frühstück fällig, und um mir dazu Appetit zu machen, schnauze ich ein bißchen mein Personal an, weil es einen Brief von Walter Bromme unter „Theater" abgelegt hat. Dann wickle ich mein sauer verdientes Brot aus den Papieren und lese die Papiere. Erhalte auf diesem Weg mancherlei Aufschluß über die moderne Literatur.

Inzwischen hat mein Sohn das letzte Manuskript Robert Breuers in ganz, ganz kleine Streifen zerschnitten und wieder zusammengeklebt. Es ist nicht der alte Sinn, aber hoffentlich merkt's keiner. Manuskript geht in die Setzerei. Der Postbote. Telegramm Ignaz Wrobels.* Bittet, Vorschuß nicht an ihn zu senden, sondern an Fräulein Dorothea Zippe, Kassenwart des Vereins Alter Lesbier, mit dem Vermerk: „Alimente, Dezember."

Das Telephon klingelt, und meine Lieblingsmitarbeiterin ist am Apparat. Leise lege ich den Hörer hin und gehe mittagessen. Als ich wiederkomme, sage ich: „Bis auf den Schluß bin ich einverstanden", und dann trennt uns das Amt.

Draußen höre ich furchtbaren Krach schlagen: ein Abonnent schreit, er bekäme das Blatt nicht pünktlich und fände außerdem, daß es in der letzten Zeit ungeheuer nachgelassen habe. Als er weg ist, stellt sich heraus, daß es ein Freiabonnent ist. Eil- und Drohbriefe eines völkischen Verbandes; zwei orthographische und drei grammatikalische Fehler, aber untadlige Gesinnung. Wird abgelegt unter „Heitere Stunden". Der Postbote. Telegramm Kaspar Hausers.* Zippen sind die Alimente gesperrt, da Vaterschaft zweifelhaft. Das Telephon. Das Personal. Der Postbote. Ein Beamter vom Wohnungsamt: ob hier Herr Dr. Tucholsky wohne. Ich sage, diesen Namen hätte ich nie gehört. Das Telephon. Die Steuer. Der Hauswirt, „wejen die Kohlen". Das Personal. Die Druckerei fragt an, ob es im Manuskript wörtlich heißen solle: „Die unabhängigen deutschen Richter" oder ob das ein Schreibfehler sei. Dann erscheint ein Abgesandter der Sowjet-Regierung und zahlt mir mein Monatliches, das nie ausbleibt. Dann die französische Regierung. Dann die englische. Jedesmal schließe ich sorgfältig die Tür, damit wir ganz unter uns sind.

Schließlich — es ist sieben geworden — klebe ich meine Briefe zu, frankiere sie, zahle der Angestellten, die das tun müßte, ihr Salär, setze mir den Hut auf und gehe zu „Figaros Hochzeit". (1926)

* *Pseudonyme von Kurt Tucholsky*

„Na, wie jeht et?"

Anekdoten — Verse — Aphorismen — Dialoge
von Adolf Glaßbrenner

Erst wenn der Ernst witzig wird,
hat er seine größte Kraft erreicht.

■

Ich bin überhaupt nicht gewillt, mein Herz, meine Laune und meine Feder nach irgendeiner fremden Ansicht zu zügeln. Ich schreibe, wie es mir gefällt, auf daß ich doch einen Dankbaren in meinem teuren Vaterlande habe.

■

Der eenzige Herr, der mit mir zufrieden is, bin ick!

■

Fuhrleute-Dialog
„Hat keener keenen Schwamm nich?"
„Ne, haben duen hab' ick keenen, aber kriejen kann et sind, det ick welchen due!"

Die Uhr
Ein anständiger Mann fragte neulich einen Eckensteher, ob er nicht wüßte, wieviel die Uhr wäre? „Haben Sie eene bei sich?" fragte dieser. „Nein, ich habe meine Uhr vergessen!" — „Det tut mir leed", antwortete der Eckensteher, „sonst hätt' ick mal nachjesehen! Denn ick habe keene Uhr nich."

■

Gerichtsszene in H. (Königreich Honolulu)
Präsident: (zu den politisch Angeklagten) Ihr habt euch gegen die bestehende Ordnung empört.
Ein Angeklagter: Umgekehrt, Herr Präsident! Die bestehende Ordnung hat uns empört.

■

Die Menschen, die sich am meisten langweilen, sind die langweiligsten.

Der Kapitalist
Der Menschheit höchste Interessen nennt
Er Euch mit einem Worte: Fünf Prozent.

■

Xenie
Nicht hast gegen das Rot Du vergebens geeifert, Du Schlaukopf!
Wahrlich, beim Volke verhaßt hast Du den Purpur gemacht.

■

Der Wandersmann in Neustrelitz
Wie am bequemsten nach Preußen er komm', fragte freundlich der Müde;
Freundlich bescheide ich ihn: Wanderer, bleiben Sie hier.

■

Revanche
Eine aufgeputzte Dame, deren Stand leicht zu erraten war, stieß auf der Straße eine vorübergehende Köchin etwas unsanft an. „Na", revanchiert sich diese, „mach' Se sich man nich so breet, Sie jemeenet Mensch! Wat Sie is, bin ick schonst lange jewesen."

■

Guter Rat
Die amerikanischen Zeitungen amüsieren sich bekanntlich mit witzigen Lügen. Eine derselben enthielt vor kurzem folgende Anzeige: „Ein Eingeborener von Kentucky ahmt das Krähen des Hahnes so bewundernswert nach, daß sich die Sonne schon mehrmals täuschen ließ und zwei Stunden zu früh aufging." — Als dies ein Berliner Bürger las, bemerkte er: „Sollte man den Mann nich in Bayern un Rom un noch anderswo krähen lassen?"

■

Aus den Weisheiten des Konfusius
Habe Geld!
Wie der Mensch nur essen soll, wenn er Appetit hat, und nur trinken, wenn ihn dürstet, so soll er auch nur bezahlen, wenn er Geld besitzt.

Sei schön!
Erkälte dich nie.

Spargel und junge Hühner ist ein sehr gutes Essen, und selbst Champagner schmeckt besser als Prügel.

Gut frühstücken ist besser, als ohne Abendbrot zu Bett gehen.

Erklärliche Tugend
Es ist bekannt, wie groß und unversiegbar der Wohltätigkeitssinn in Berlin ist. Als hierüber neulich ein Fremder, bei Gelegenheit der zahllosen Gaben für die Abgebrannten in Kremmen, sein Erstaunen aussprach, sagte ein Berliner: „Des is janz natürlich, daß wir so viel Jutes dun: wir wissen, wie eenen zumut is, der nischt hat."

■

Symptom
Ein Nachtwächter fragte den andern: „Na, wie jeht et?" — „Ach, schlecht!" sagte der, „ick schlafe seit einiger Zeit des Nachts so unruhig."

■

Was uns mit der Idee des Todes einigermaßen versöhnt, ist die jedem Menschen innewohnende, moralische Überzeugung, daß man des Morgens nicht mehr so früh aufzustehen braucht.

■

Es gibt Leute, die sich eine Brille aufsetzen und doch nicht hören.

■

Die Natur, so weise sie ist, kann durchaus nicht unser einziges Vorbild sein, denn sonst hätten wir keine sauren Gurken.

■

Die Satire ist ein Messer;
ist's geschliffen, schneidet's besser.

■

Über den Parteien
Über den Partei'n, in der Luft, steht niemand. Zwischen den Kämpfern
Laufet ihr Narren umher: sichere Opfer der Schlacht.

■

Liebe jeht durch die Welt wie die Adern durch unseren Körper.

■

Herausgelesen von Herbert Theuerkauf, Illustration von Theodor Hosemann, einem engen Mitarbeiter Glaßbrenners

Am 28. September wäre Adolf Glaßbrenner 100 Jahre alt geworden

HARALD HAUSER

im flug dieser nacht

im blassen sand
die geschwungene linie
spuren
deiner füße
neben meinen

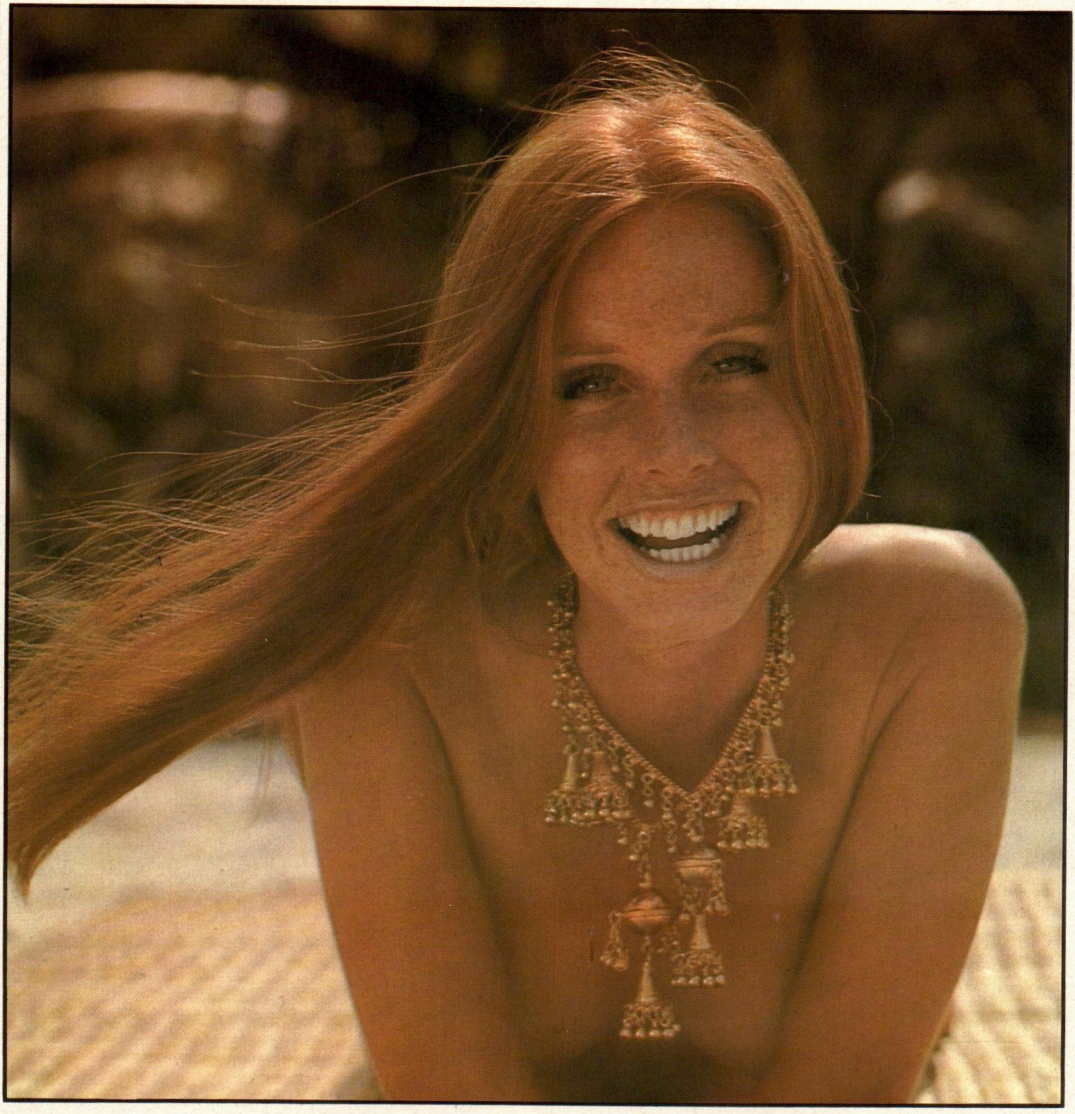
ins gezweig meiner hand
geschmiegt
die weiße
halbgeschlossene dolde
deiner hand

im nahen
und stürzen
im schäumen und drängen
und fliehen der dünung
dein flüstern

im verlöschenden tag
überm wasser
der schwebende tau
der unsere gesichter kühlt

in den neigenden bögen
der agave
die sichel die uns
entführt
und geleitet

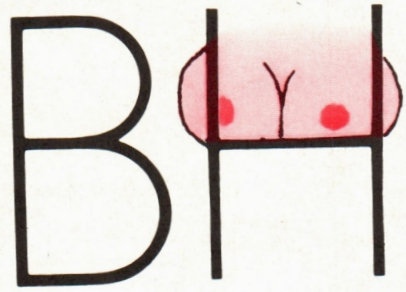
im flug dieser nacht
aller schwere entglitten
die himmel
durchwölbt
geliebte



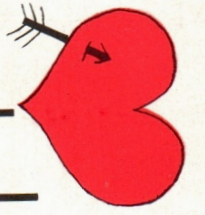
LIEBELEI

von Peter Bauer

TUGEND



Sex



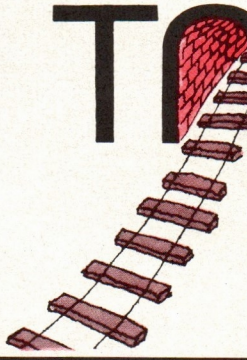
LIEBE

BALL

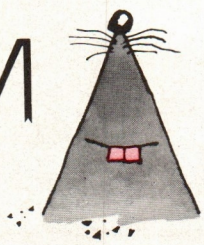
KA

KL00

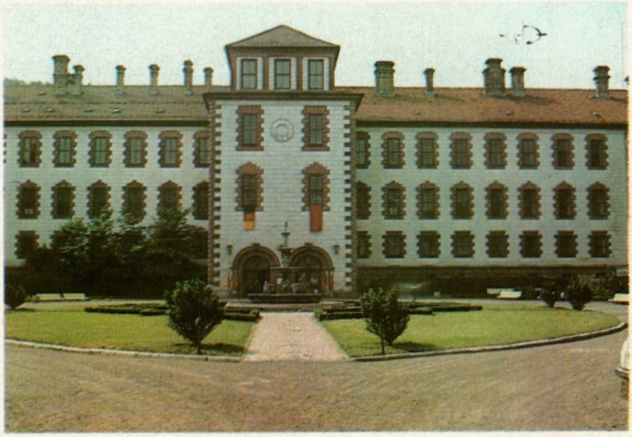
TUNNEL



MAUS



Noch zwei, drei Serpentinenbögen bergauf, und Oberhof ist erreicht



Meiningen. Hier lebte, komponierte und hofkapellmeisterte Max Reger

Suhl. Nach dem Kalender war's Mai, nach dem Thermometer Hochsommer

Oberhof. Das Superdings „Panorama", zu 80 Prozent FDGB-Ferienheim, zu 20 Prozent Interhotel

Unterbringung in Oberhof

Ilmenau. Das Amtshaus

Von Heinz Kahlow

Wir hatten einen Umweg gewählt für die Hinfahrt; wir wollten in Ilmenau dem Geheimrath Goethe einen Besuch abstatten und auch zeitgenössischen Bekannten, aber unsere Zeitgenossen waren dann nicht zu Hause, und der Wanderweg „Auf Goethes Spuren", der am Ilmenauer Amtshaus beginnt, am Goethehaus Stützerbach endet und überall fein säuberlich mit „G" gekennzeichnet ist, eignet sich wohl mehr für Urlauber als für eilige Durchreisende.

Dabei hat Ilmenau selbst nur noch wenig Feriengäste, die Technische Hochschule und moderne Industriebetriebe geben der Stadt das Gesicht. Aber aus den umliegenden Ortschaften kommen immer mehr Urlaubswanderer, haben J. W. Goethes Gedicht „Ilmenau" auf den Lippen („Anmutig Tal! du immergrüner Hain! Mein Herz begrüßt euch wieder auf das be-

Ilmenau. Die „rechtsschreitende" Henne, das Wappen der Grafen Henneberg

ste...") oder das Rennsteiglied von Herbert Roth, das ja auch sehr thüringisch ist.

Im Hotel „Zum Löwen", wo der Dichter 1831 seinen letzten Geburtstag feierte, tranken wir Kaffee, und da dem greisen Olympier damals einfiel, daß er vor fünfzig Jahren „Über allen Gipfeln ist Ruh..." an die Bretterwand der kleinen Schutzhütte auf dem Kickelhahn geschrieben hatte, sah er sich die Inschrift als 82jähriger nochmal an, und natürlich wollte ich auch auf den Berg, um was Bleibendes in Holz zu dichten, aber Kleopatra war dagegen, denn in allen Wipfeln spürte man nicht nur keinen Hauch, sondern ein nahendes Gewitter, und so machten wir uns eilends auf die Reifen.

Allerdings war dann irgendwo ein Stück Straße nach Oberhof gesperrt, und der Umweg war lang. Kleo legte den Daumen auf die Landkarte und sagte: „Dann fahren wir hier einfach gerade durch!". Nur war es dann gar nicht gerade, sondern ziemlich kurvenreich, und als wir mal hielten, fragte uns ein Wartburg-Kombi, ob wir den Weg nach Oberhof wüßten, und Kleo sagte: „Natürlich! Fahren Sie mal immer hinterher!" Allerdings mußte *ich* fahren und war sauer auf Kleos naßforsche Reiselust und nannte sie „Serpenteenager", und der Mann hinter mir schwitzte auch, wie ich später erfuhr, und konnte noch nicht mal seine Frau ausschimpfen, denn die hatte diese Strecke ja nicht gewollt. Wenn uns aber zwischen Berg und Abhang was entgegenkam, mußte sich einer der Verkehrsteilnehmer erst mal einen Platz zum Halten suchen, damit der andere hauteng vorbeikriechen konnte. „Ganz früher", sagte Kleo und blätterte ungerührt im Wanderheft, „so um 1259, als die Paßstraße zum erstenmal erwähnt wird, war das eigentlich besser geregelt, da durften die Fuhrleute wegen der Engpässe vormittags nur bergauf und nachmittags nur bergab fahren. — Aber nun laß uns sehen, welche Engpässe es hier sonst noch gibt!"

Denn wir hatten die Höhe erreicht, kamen auf eine breite neue Betonstraße und sahen Oberhof im Sonnenschein vor uns liegen.

Vom Rodeln und Jodeln

Im 15. Jahrhundert war der „Obere Hof" nur ein einsames Rasthaus, das zu irgendeinem im Tal liegenden „Unteren Hof" gehörte, von Mönchen bewirtschaftet wurde, sich später zum Köhler- und Waldarbeiterdorf entwickelte, im 30jährigen Krieg schwer unter Raub und Plünderung litt, um 1865 die ersten Sommergäste hatte, 1931 die ersten internationalen Skiwettkämpfe erlebte und im Januar 1966 Kleopatra K. für zehn Tage in den Gästelisten führte. „So weit das Historische", sagte das kluge Kind, „und nu kenn ich gar nichts richtig wieder".

Es war nämlich allerhand Neues inzwischen gewachsen: Büsche und Bäume und das 17geschossige Ferienheim „Rennsteig", der große Komplex des Fritz-Weineck-Ferienheims, der neue „Obere Hof" (Gaststättenkomplex mit diversen Restaurants und 1 100 Sitzplätzen), und neue Ski-Asse waren auch nachgewachsen, aber da muß man ja im Winter kommen, um die 100 Meter weit durch die Luft fliegen zu sehen, und nun war nach dem Kalender Mai und nach dem Thermometer Hochsommer, und Schlitten brauchten wir also nicht auszuleihen, denn die moderne Feinfrost-Rodelbahn (Baujahr 71 und bisher einmalig in Europa) läßt sich nur bis zu plus 12 Grad Lufttemperatur künstlich vereisen.

Wir betraten unser Quartier, dies Superdings „Panorama", das mit einem halben Dutzend Restaurants und Bars, mit Sauna und Hallenbad, Sporträumen und Kegelbahn, Kindergarten und Dachcafé zu 80 Prozent FDGB-Ferienheim und zu 20 Prozent Interhotel ist, fuhren in unser Zimmer in den 8. Stock hoch, sahen unten im Gras seltsame Muster von Betonbahnen, aber das waren keine Dekorationen, sondern Anlagen für Minigolf und Boccia.

Es wird überhaupt viel gespielt in Oberhof: Billard, Federball, Tischtennis und mit der Liebe sicher auch, aber Roulette gibt es nicht.

„Dabei sieht der übrige Komfort ganz so aus wie in Monte Carlo auf Las Vegas, Heinrich, und 'ne Spielbank haben sie bloß deshalb nicht gemacht, weil sie'n Selbstmörderfriedhof sparen wollten. Richtig knauserig ist unsere Regierung! — Und jetzt will ich wissen, was Schneekopfkugeln sind!"

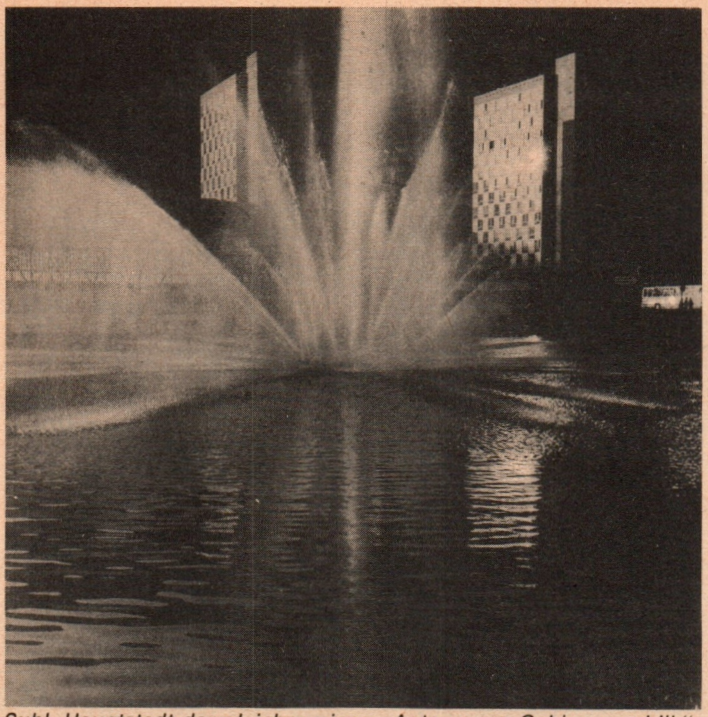
„Was für Zeug?"

„Steht hier im Veranstaltungsplan: ‚Wir suchen Schneekopfkugeln — Eine Wanderung entlang des Rennsteigs'. Ob das Thüringer Klöße sind, und die wachsen wild?" Aber die Dame an der Service-Theke kannte auch keine Schneekopfkugeln, und die Pappenheimer Schrammeln, die uns was beim Thüringer Baudenabend vorjodelten, konnten wir nicht fragen, weil wir gleich nach dem Essen schunkeln mußten — wohl wegen der Verdauung. Und die Leute um uns herum hatten andere Wanderungen gemacht: „Wald und Wild", „Über den Rennsteig zum Berggasthof Schmücke" und „Hochmoor am Schützenberg". Schneekopfkugeln hatte keiner gesucht.

Herbert Otto, Max Reger und Georg II.

In der Hotelhalle trafen wir den Romanschreiber Herbert Otto, der zu Le- nach Wasungen mußte und nach Suhl auch. „Hoffentlich liest du für Urlauber", sagte Kleo, „wir sind nämlich hier, um uns von der Urlaubskultur ein Bild zu machen, und da wärst du ein hübscher Farbtupfer!" Aber O. wußte nicht, vor wem er lesen sollte; die Sache war von Suhler Betrieben organisiert...

„Dann isses gut," meinte Kleo, „irgendwann im Jahr sind auch



Suhl. Hauptstadt der gleichnamigen „Autonomen Gebirgsrepublik"

die Suhler Werktätigen mal Urlauber. Man muß da nicht so kleinlich sein im Auslegen". Wir machten also einen Ausflug nach Suhl, vergaßen dann aber die Lesung, es gab so viel anderes wahrzunehmen. Immerhin ist Suhl ja die Hauptstadt dieser „Autonomen Gebirgsrepublik", wie Frau Heyland ihre Gegend lächelnd nannte, und Frau Heyland ist dortzulande die Chefin der Konzert- und Gastspieldirektion und organisiert 3000 Veranstaltungen im Jahr. Das ist viel, wenn man bedenkt, daß der ganze Bezirk nur halb so viel Einwohner wie die Stadt Leipzig hat. Aber es sollen ja nicht nur die Einheimischen mit Musik und Zauberkünstlern versorgt werden, sondern eben auch die Urlauber — und die Grenzsoldaten nicht minder. Und da die Thüringer „von jeher ein sanges- und spielfreudiges Völkchen" sind, gibt es außer den Profis rings im Land auch eine Menge Amateur-Folklore-Gruppen, die in der Saison ständig unterwegs sind, um zu singen, zu zithern und Blasmusik zu machen, und die Saison höret in dieser Gegend wie die Liebe nimmer auf. (Aber das hatte uns schon der Kur-Oberhofdirektor Frenzel erklärt).

Auf der Terrasse vor dem Suhler „Thüringen-Tourist" ruhten wir uns aus. Der Kaffee schmeckte, die Korbsessel waren bequem, die große Fontäne sprudelte, der Domberg ließ die neuen Wohnhochhäuser klein erscheinen, unter uns auf dem Stoff- und Topfmarkt war Betrieb, neben der neuen runden Stadthalle wurde schon wieder gebaut, ein Schwimmbad diesmal. Die Leute waren alle geschäftig, aber nicht hektisch. Ein friedliches Bild.

Dabei hatte Suhl früher mal von den Kriegen gelebt; um 1600 belieferte die Stadt halb Europa mit Waffen. Jedenfalls war das drüben, jenseits von Blumenbeet und Teich und Straße in dem niedrigen langen Fachwerkbau des Waffenmuseums auf großen Tafeln zu lesen. Die entsprechenden alten Gewehre und Pistolen lagen dabei. Und da man hier mit der Qualitätsprüfung schon im Jahre 1579 angefangen hatte, wie aus alten Zunftartikeln hervorging, ist es kein Wunder, daß das Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk in unserer neueren Zeit laufend

Suhl. Vor der Festhalle stellt sich Jörg seinen Fans — und dem Fotografen

Goldmedaillen für seine Schießgewehre erhält. Aber an Kriegen verdient man hier nicht mehr.

„Statt dessen haben sie ein Arbeiter-Theater". „Wer?"

„Na, die Jagdwaffenschmiede! Aber sie spielen heut nicht, das ist schade". Kleo las ein Stück bedrucktes Papier. „Du, sag mal, kann's das geben?!"

„Natürlich! Was denn?"

„Hier steht: Das Arbeiter-Theater Friedrich Wolf entwickelte sich 1959 aus der Joel-Gemeinde (Waldtheater am Suhler Friedberg) und ..."

„Welche Gemeinde?"

„Eben, Heinrich, das kann nur'n Druckfehler sein — ‚Joel'! Richtig muß das sicherlich ‚Jodel-Gemeinde' heißen, wo sie hier doch alle jodeln, als wenn man in der Steiermark wär. — Aber in Oberhof gibt's ne Jodel-Bar, und da steht auch ‚Joel' dran, und nu frag ich dich: Zweimal der gleiche Druckfehler — das wäre ja mystisch. Und mystisch sind wir doch nicht!" „Dann ist es wohl kein Druckfehler, und wir stehen wieder vor einem Rätsel wie bei den Schneekopfkugeln". Da meinte Kleo, dies sei eine Gegend mit ungelösten Fragen, und wir fuhren weiter nach Meiningen, wo der Landesvater Georg II. mal vor hundert Jahren sein Theater realistisch reformiert hatte, das Ensemblespiel erfand und damit Aufsehen in Europa erregte. Man kann im Museum heute noch seine Kostümentwürfe und dramaturgischen Notizen bewundern.

So sind also von dem ollen Theater-Herzog ein Sack Traditionen

Fotos: Günter Rössler

und eine schöne Bühne mit Stuck- und Goldverzierung auf die heutigen Meininger Theaterspieler überkommen, und dagegen wehren sie sich mit Frau Flinz und Einstein und dem Prairie-Saloon. (Manchmal reisen ganze Betriebe und Gemeindeverbände mit Sonderzügen an).

Auch das Naturtheater Steinbach-Langenbach bespielen sie, und weil Kleo so dringend auf die Urlauberbetreuung hinwies, wollen sie in Zukunft wesentlich stärker als bisher mit kleinen Produktionen in die Urlauberorte gehen. (Es kann natürlich sein, sie hatten das schon vor unserm Besuch beschlossen).

Im Konversationszimmer des Meininger Bühnenhauses hängen Bilder von Durchlaucht und von Max Reger, der hier komponierte und hofkapellmeisterte und lebte und um 1910 mal schrieb: „... da wird heutzutage ein Luxus getrieben, daß ich mich fast geniere, die Leute in unser einfaches, ganz prunkloses, nur der Arbeit dienendes Heim in Meiningen einzuladen".

„Naja", sagte Kleo, als wir später in Oberhof in der Halle des „Fritz Weineck" standen, die wie ein kleiner Bruder des Berliner Republik-Foyers aussieht, „ich will ja Regern nicht widersprechen, aber die Ferien-Heime sind für den Urlaub da, und dann kann man schon Luxus vertragen!"

Rostbrätel und Bergwohlverleih

Beim Hotelportier lag eine Nachricht. Unsere Wartburg-Kombi-Konvoi-Kameraden von der Kurvenanfahrt (ein Elektromeister aus dem Sächsischen, und seine Frau diente bei der Sparkasse) wollten wohl ihre Hochachtung für Kleos Kolonnenführungskünste beweisen und hatten uns für irgendein „Schlachtfest"-Abendbrot zwei Plätze reserviert, aber wir mußten absagen. Wir wollten uns ja um die deutsche demokratische Urlaubskultur kümmern und nicht um den deutschen demokratischen Appetit.

Auf dem Weg zur „Stunde der Musik" (mit Solisten des Staatlichen Sinfonieorchesters Gotha) lernten wir dann allerdings einen dicken älteren Waggonbauer kennen und seine Frau, die waren zwei Stunden freiwillig gewandert und drei Stunden unfreiwillig, weil sie sich verlaufen hatten, und mit ihnen gerieten wir nun wieder in einen „Thüringer Folklore-Abend", wo irgendwelche -spatzen von „herrlichen Wäldern und Herzen voll Wonne" sangen — und dazu gab es Kesselgulasch und nachher Thüringer Rostbrätel, und den Rest der Speisekarte hab ich nicht notiert. „Im 30jährigen Krieg", erwähnte Kleo so beiläufig, „war ein schwedischer Oberst in Oberhof, der verlangte für sich allein 30 Krammetsvögel pro Tag! Das hab ich gelesen, und was ich gelesen hab, stimmt". „Ich glaubs schon", sagte der Dicke, „vielleicht ist er gewandert, der Schwede!" Und er erklärte uns, das sei eben der Teufelskreis, daß Wandern Appetit mache, und wenn man dann wegen des schmackhaften Essens wieder wandern müsse, käme natürlich der Appetit von neuem, weshalb man dann wieder... Er sah traurig auf seinen Bauch. Das andere Paar am Tisch hatte ganz andere Sorgen. Denn zum ersten Hochzeitstag hatte der junge Meliorationsfach- und Ehemann seiner Frau, Technologin, am Balaton eine Rose geklaut, zum zweiten in Rumänien eine violette Rankenpflanze, und nun nahte der dritte Hochzeitstag, und obwohl er schwor, den nahe bei Oberhof angelegten „Botanischen Garten mit Hochgebirgsflora" nicht zu besuchen, hatte sie trotzdem Angst um ihn, denn sie kannte seine große Liebe, und auch das wildwachsende Knabenkraut und der gelbe Bergwohlverleih stehen unter Naturschutz, und unsre Gesetze sind streng.

Doch dann jodelten die -spatzen wieder, dadurch kamen wir auf Joel und die Schneekopfkugeln, aber keiner konnte uns helfen, und der Wein war gut, und Oberhof hatte die höchste Höhenlage unserer Republik, nur die Texte der -spatzen lagen dann tiefer, etwas unter der Gürtellinie. Aber da hörten wir nicht mehr richtig hin, weil wir mit dem Dicken die Frage besprachen, ob er sich nicht besser Angelgerät im Hotel ausleihen sollte (nebst Angelschein) für die Lütsche-Talsperre. Denn Angeln macht nicht so viel Appetit.

Zurück ins Flachland!

Kurz vor der Abfahrt klärte sich alles. „Joel" ist nämlich ein Mensch gewesen. Um 1850 war Johann Friedrich J. Gastwirt auf der Schmücke sowie herzogl. Forstbediensteter, und es gibt viel humorige Geschichten um ihn. Als zum Beispiel sein Antrag auf Erweiterung des Berggasthofs von den herzoglichen Schreibstuben lange unbeantwortet blieb und eines Abends unverhofft eine fürstliche Reisegesellschaft ankam, schickte Joel seine Mägde in die leeren Gastbetten, erklärte, sein Haus sei voller Touristen und eben zu klein, und ließ die Hofdamen auf dem Heuboden nächtigen, wonach natürlich der Erweiterungsbau dann bald genehmigt wurde. „Siehste", sprach Kleo, „so ändern sich die Zeiten; heutzutage müssen sich Mägde nicht mehr in leere Betten legen, außer sie sind im Interhotel auf Urlaub. Und weißt du, was mit Goethe war?!"

„Mit den Mägden? In Stützerbach war wohl mal was, aber da war er noch sehr jung und..."

„Mit den Schneekopfkugeln mein ich! Mit diesen Steinkugeln, die durch den Druck im Berg oft schon halbiert sind und innen aus Achaten und Amethysten bestehen. Und Goethe hat die nämlich auch schon vom Schneekopfberg..."

Da sagte ich: „Was hat Goethe nicht —?!" Und fuhr ab. Der Thüringer Wald duftete in den Wagen.

Kleo sah zurück: „Also mit der Urlaubskultur hier in den Bergen, das ist alles ganz in Ordnung. Aber mit der Werktagskultur in den Ebenen..."

„Was soll das?"

„Nämlich, der Elektromeister aus dem Sächsischen — also seine Frau hat mir das gesagt! Die können erst für 1980 ne Eintrittskarte in die Dresdner „Herkuleskeule" bekommen, denn für '79 haben sie den Vormerktermin verpaßt! — Aber es liegt ja auch an den Leuten! Warum wollen die alle so gerne lachen!!"

Eine Liebesgeschichte
von Günter Streifinger

Zwischen-station

Die Sonne schwimmt träge über den Asphalt, der wie nach einem Gewitterguß glänzt. Ein Tag, über den man sich freuen müßte. Aber deshalb sitze ich jetzt nicht hier unter dem bunten Sonnenschirm, gegenüber dem ehrwürdigen Roten Rathaus der Hauptstadt, und bestelle den dritten Kaffee.

Nein, deshalb war ich nicht in die Stadt gekommen. Nichts war vorher geplant; es hatte sich so ergeben, gestern, als Sabine nach Hause kam und sich heulend an den Tisch setzte. Das macht sie nicht oft, nur manchmal, wenn sie mich als Zuhörer zu einem für sie wichtigen Gespräch zwingen will.

Also gestern war wieder so ein Tag, aber ich wollte nicht zuhören und Richter spielen, kluge Ratschläge erteilen und dann gut zureden. Das steht mir nicht zu, wenn ich die Leute nicht kenne, über die gerichtet werden soll.

Ein Wort gab das andere. Sie verzog das Gesicht, schlug mit den Türen und gab keine Antwort mehr, sooft ich auch fragte, um einzulenken. Das wird sich wieder geben, denke ich. Zwei oder drei Tage stummes Nebeneinander vielleicht. Mehr nicht. Aber was heißt dieses: mehr nicht. Ist nicht schon eine einzige Stunde eine Stunde zuviel? Am Montag sieht alles wieder anders aus. Doch was fange ich an in dieser Zeit? Soll ich mir das Wochenende mit dem Fernseher teilen? Ich könnte auch durch die Stadt laufen, um frische Luft aufzutanken und über mich und Sabine nachzudenken. Aber dann kam mir der Einfall mit Fred, der in Rostock wohnt und mit dem ich vier Jahre das Zimmer teilte während des Studiums. Ich packte die Reisetasche und kritzelte ein paar Zeilen auf einen Zettel, den ich auf den Küchentisch neben die Blumenvase legte: „Bin zu Fred gefahren. Komme Sonntag zurück!" Keine Zeile mehr steht auf dem weißen Papier. Nicht mal der übliche Gruß am Ende.

Was sind schon die paar Kilometer von Leipzig nach Rostock, wenn ein langes Wochenende vor einem liegt und so ein Sommerwetter dazu.

Umsteigen in Berlin. Mehr als eine Stunde bis zum nächsten Zug. Also Zeit für einen Bummel durch die Stadt. Dann sitze ich auf diesem Stuhl hier und weiß schon nach der ersten Tasse Kaffee, daß der nächste Zug ganz sicher ohne mich nach Rostock fahren wird. Nur gut, daß ich Fred meinen Besuch nicht vorher angekündigt habe, aber das ist nicht Brauch bei uns. Wir kommen immer unangemeldet. Oft sehen wir uns ohnehin nicht. So sitze ich hier: Die Menschen hasten vorüber und sind in Eile. Das läßt so ein Gefühl von Ruhe in mir aufkommen. Ich habe ja Zeit bis Sonntagabend. Nichts treibt mich, kein Termin, der die Gedanken schon Tage vorher an die Kette legt.

Leute kenne ich auch nicht in der Stadt. Nur ein paar flüchtige Bekannte. Als ich beim dritten Kaffee bin, kommt Sie: das Haar dunkel und kurz geschnitten, hellbraun der Pullover, die Jeans eng. Sie fragt: „Darf ich?" Setzt sich neben mich und legt ihre Strickjacke über den noch freien Stuhl. Sie kommt mir vertraut vor, als hätte ich auf sie gewartet. Dabei habe ich sie nie gesehen vorher. Ich kann's beschwören. Sie bestellt ein Eis und blättert in einem Heft mit Gedichten. Zwischendurch blickt sie auf, lächelt, nimmt von dem Eis. Ich mag keinen Kaffee mehr, sondern suche in der Karte, denn jetzt, da sie endlich gekommen ist, will ich meinen Platz nicht aufgeben. „Trinken Sie einen Kognak mit?" frage ich und bin mir nicht einmal sicher, ob sie das gehört hat, so leise kommt mir plötzlich meine Stimme vor. Oder denke ich das nur? Doch sie hat die Frage gehört, denn sie sieht auf, als ich die Karte zur Seite lege.

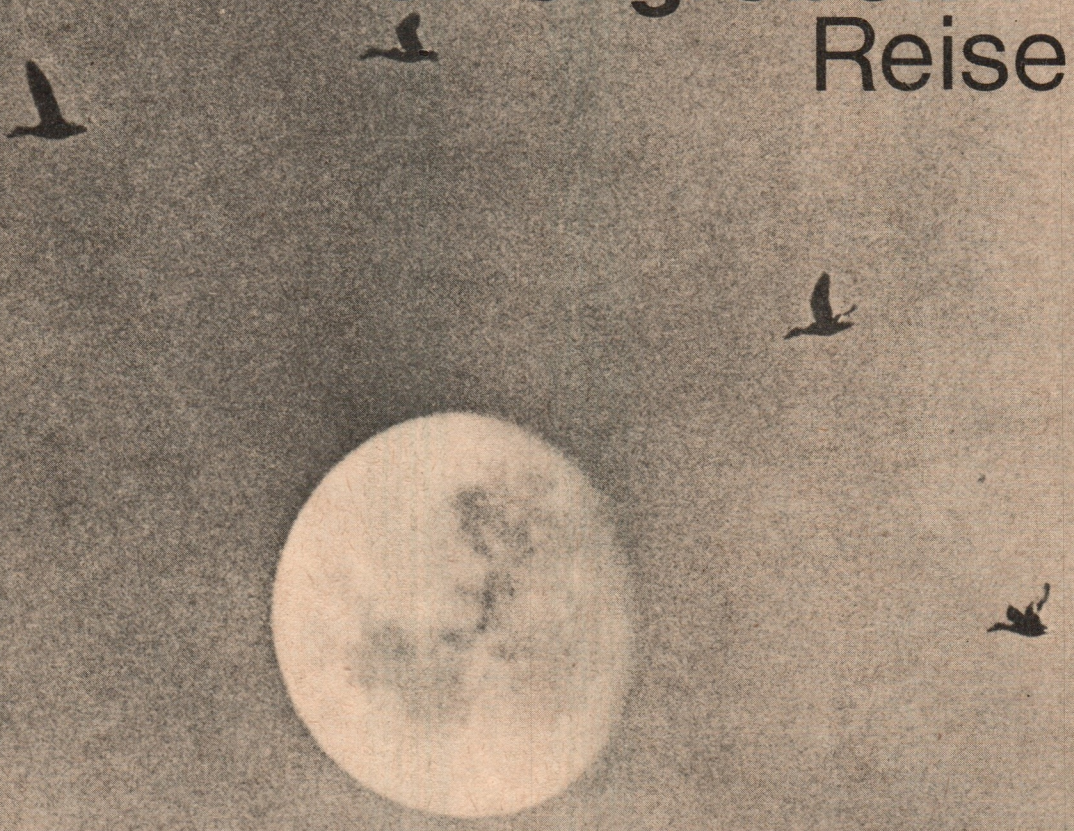
„Bei der Hitze? Werden wir das auch vertragen?" Keine Empörung in ihrer Stimme, kein

Ton von Ablehnung. Sie hätte ja auch sagen können, daß mich das nichts anginge und daß ich sie gefälligst in Ruhe lassen solle oder so ähnlich. Keine Spur davon.
Zwei oder drei Gläser haben wir noch getrunken; nicht in einem Zug, sondern eher so in kleinen Schlucken, die man auf der Zunge rollt, damit nichts verschenkt wird von dem Geschmack.
Es war wie ein Wiedersehen nach langen Jahren, und wir hatten uns unendlich viel zu erzählen. Die Zeit wollte ich aufhalten, in der sie hier neben mir saß. Aber wie zögert man diesen Augenblick nur hinaus? Was fange ich mit ihr an in dieser großen Stadt? Bis mir die Sache mit dem Dorotheenstädtischen Friedhof in den Sinn kam. Ich weiß auch nicht, warum es mich in unbekannten Städten und Dörfern immer wieder auf Friedhöfe zieht, wo ich nach Namen suche und die Jahreszahlen lese. Sie wird dir das Glas an den Kopf werfen oder einfach aufstehen. Aufstehen und gehen, ohne einen winzigen Gruß. Ohne Aussicht, je wieder mit ihr an einem Tisch zu sitzen in dieser Stadt. Aber nichts davon. Sie nahm ihre Jacke vom Stuhl und sagte: „Gehen wir also."
Wir fragten uns durch, als wir an der Friedrichstraße aus der S-Bahn sprangen und uns mittreiben ließen. Wenige Straßen nur, dann standen wir vor dem Eingang. Ein eisernes Tor, der Weg unter Bäumen, die kühlen Schatten warfen. Dann: Brecht und die Weigel, Steine wie Findlinge, zufällig zwischen die Blumen gestellt, oder einfach noch Bescheidenheit über Jahre hinaus?
Zweig und Becher, Verse, die eine kühle Gruft sprengen und wie eine Unterschrift sind unter ein abgeschlossenes Leben. Auch Namen, die wir nicht kennen und über die wir lange nachdenken und allerlei Behauptungen aufstellen. Es dämmert bereits, als wir wieder auf der Straße stehen. Wohin jetzt? Zum Bahnhof? Was sollte ich auf dem Bahnhof, gerade als ich die Stadt zu entdekken begann, in der dieses Mädchen wohnt, das jetzt vor mir über die Platten des Gehsteiges sprang, einen Stein warf, die Beine kreuzte oder ein Knie anzog. Wenn sie sich nach vorn beugte, um den Stein aufzuheben, war ein gebräunter Streifen nackter Haut zu sehen, und ich schmeckte plötzlich Sonne und See auf der Zunge. Ich mag Mädchen, die einen Pulli auf der blanken Haut tragen. Ihre Haut sieht dann aus wie Samt, und ich glaube, daß sie sich anfühlen muß wie ein Pfirsich, der in der Frühsonne vom Baum gepflückt wird.
Tausend Dinge hatten wir uns gesagt in den wenigen Stunden. Von Rostock war keine Rede mehr. Sie hatte mich auch nicht gefragt nach dem Woher und Wohin.
„Mußt du schon gehen?" wollte sie wissen.
„Muß ich nicht. Noch bleibt mir viel Zeit."
„Schön, sehen wir uns die Schaufenster an in der Schönhauser. Du magst doch Schaufenster?" Wir bummelten durch lichthelle Straßen, eine Stunde, zwei, bis sie an einem Tor stehenblieb, sich an die Mauer lehnte, mir ihre Strickjacke über die Schulter legte, feststellte: „Du mußt mächtig hungrig sein, ja? Ich werde was auftreiben für uns. Schließt du bitte die Tür auf?" Und sie gab mir ihr Schlüsselbund, als ob ich damit umzugehen wüßte. Wenig später sitze ich in einem Sessel und schaue über die vielen Bücher im Regal. Sie kommt mit einer Flasche Rotwein aus der Küche.

*

Durch die Gardine klettert die Sonne ins Zimmer, wandert die Tapete hinab, taucht für eine Weile in ihr schwarzes Haar. Sie hat die Augen noch immer geschlossen und atmet tief. Ich richte mich auf, schiebe ihr die Decke bis unter das Kinn. Sie lächelt im Schlaf, dreht den Kopf zur Seite, fragt, die Augen noch geschlossen: „Du fährst heute?"
„Ja", antworte ich, und sie zieht meine Hand an ihre Schläfe, reibt dann ihre Kinnspitze in meiner Handfläche.
„Du wirst nicht zurückkommen. Ich weiß es."
„Woher willst du das wissen?"
„Du kannst gar nicht anders. Du bist nicht der Typ, der nur zu Besuch kommt, in neuen Zeitschriften blättert und wieder geht am Morgen. Es ist kein gutes Gefühl, immer denken zu müssen, morgen wird er kommen oder übermorgen. Irgendwann wird er kommen, aber nie wird er bleiben. Immer gibt es einen Blick auf die Uhr und ein letztes Winken unter dem Fenster, bevor du aus dem Torbogen auf die Straße trittst. Dann ist es schon besser, wir bewahren uns die Erinnerung an diese Stunden."
Vom Hof her winke ich ihrem Gesicht hinter dem Fenster. Die U-Bahn bringt mich ins Zentrum. Eine Stunde bleibt mir bis zur Abfahrt. Vielleicht Fernsehen am Sonntag. Aber da sind noch Fragen offen, die auf eine Antwort warten. Ich werde mit Sabine reden müssen, wenn ich erst wieder zu Hause bin.

Geheimnisse einer großen Reise



Fragen des Vogelzugs beschäftigen Wissenschaftler seit langer Zeit.

Die Kolibris gehören zu den populärsten und, zumindest für uns in Mitteleuropa, zu den exotischsten Tieren der Erde. Diese kleinsten bis kleinen Vögel — wir kennen über 300 Arten und zahlreiche Rassen; ihr Gewicht liegt zwischen zwei und 20 Gramm — sind erstaunliche Flieger. Wie Hubschrauber können sie, bei bis zu 80 Flügelschlägen in der Sekunde, auf der Stelle verharren und in jede Richtung manövrieren, sogar — und das macht ihnen kein anderer Vogel nach — rückwärts.

Etwas mehr als die Hälfte eines Stücks Würfelzucker wiegt der Rubinkehlkolibri — 3,5 Gramm. Dieses winzige Federknäuel erreicht aber die beachtliche Geschwindigkeit von 80 Kilometern je Stunde. Die Vorstellung, die wohl mancher vom Rubinkehlkolibri als einem „tropischen" Vogel hat, ist unzutreffend: Er lebt im Nordosten Amerikas, ist selbst in Südalaska noch zu finden.

5 500 Kilometer in 48 Stunden

Wenn sich der Winter ankündigt, zieht der Rubinkehlkolibri nach Süden. Im Nonstopflug überwindet er den Golf von Mexiko — mindestens 800 Kilometer ohne Rast und ohne Nahrungsaufnahme. Diese außergewöhnliche Energieleistung war lange Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Heute wissen wir, daß der rubinfarbene Kolibri bei diesem Gewaltflug etwa ein Gramm Fett als Energiequelle verbraucht.

Vögel können im allgemeinen mit minimalem Energieaufwand große Strecken zurücklegen. So verfügen Möwen über ein Gleitverhalten, welches das eines Hochleistungssegelflugzeuges um ein vielfaches übertrifft.

Bei guten Fliegern können die Flugmuskeln bis zu drei Viertel des Körpergewichts ausmachen. Sie werden kräftig durchblutet und dadurch reichlich mit Sauerstoff versorgt. Dazu tragen auch die fünf paarig angelegten Luftsäcke bei, die bis in die Röhrenknochen reichen. Sie sind mit den Lungenflügeln verbunden und ventilieren die eingeatmete Luft mehrmals durch die Lungen. Zum einen erhöht das die Sau-

erstoffausbeute, zum anderen vermindern die Luftsäcke das Gewicht des Vogels in bezug auf die Körpergröße.
Auf den hohen Energiebedarf ist auch der Blutkreislauf eingerichtet. Während bei den meisten Säugetieren das Herzgewicht zirka 0,5 Prozent des Körpergewichts beträgt, ist es bei den Vögeln ein Prozent.
Dies alles befähigt viele Vogelarten, wahre Rekordleistungen im Dauerflug zu erreichen. Bei seinem Transatlantikflug von Südspanien nach Südamerika bewältigt der Kuhreiher immerhin 6 000 Kilometer. Die östliche Population des Amerikanischen Goldregenpfeifers fliegt ohne Rast die Strecke vom kanadischen Nova Scotia und von Labrador bis zu den Antillen und Südamerika. Diesen Weg von rund 5 500 Kilometern legen die Vögel in 48 Stunden zurück. Ihre Verwandten aus Alaska, die westliche Population, haben es etwas leichter. Vor ihnen liegen „nur" 3 300 Kilometer nonstop bis nach Hawaii, „nur" 35 Stunden Flug.
Haben Vögel nach solchen Gewaltflügen ihr Ziel erreicht, so können sie bis zur Hälfte ihres Gewichts verloren haben. So groß ist die Fettmenge, die ihr Körper als Energiequelle zu speichern vermag.

Die Küstenseeschwalbe hat ihre Brutgebiete (auf unserer Karte dunkel) rund um den Nordpol. Die Zugwege der nordamerikanischen Population führen — ausschließlich entlang der Westküste der USA — über 17 000 Kilometer und mehr bis in die Antarktis

Vererbt seit 20 Millionen Jahren

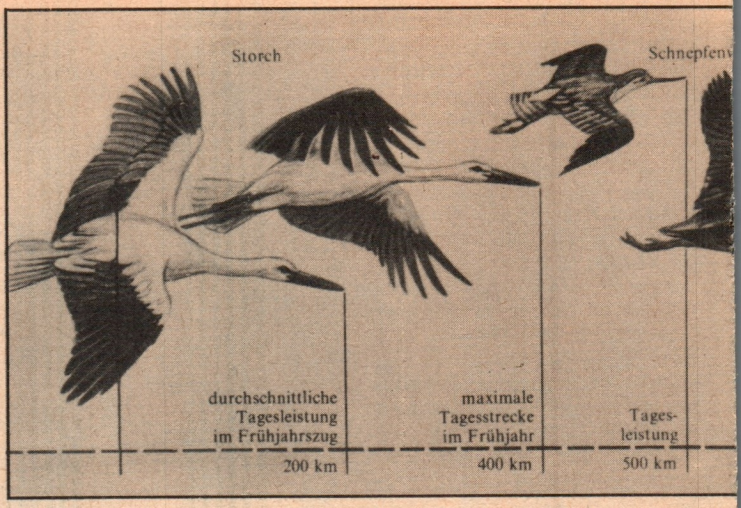
Wenn wir die Energieleistungen bewundern, die große wie auch kleine Vögel vollbringen, wie sehr muß uns da erst eine andere Fähigkeit in Erstaunen setzen. In einem winzigen Teil des nur ein tausendstel Gramm wiegenden Gehirns des Rubinkehlkolibris läuft ein Mechanismus ab, für den wir einen beträchtlichen Aufwand an hochwertigem elektronischem Material benötigen; die Fachleute bezeichnen ihn allgemein als Navigation. Von dieser Fähigkeit hängt wesentlich das Funktionieren der halbjährlichen Vogelzüge ab.
Wenn sich in unseren Breiten die Drosseln, Stare oder Kiebitze im September zu ihrem Zug in den Süden sammeln, haben die Mauersegler ihr Nistgebiet schon seit ein bis zwei Monaten verlassen. Es gibt keinen einheitlichen Vogelzug. Unterschiedlich sind die Zugzeiten, die Ziele, die Geschwindigkeiten und auch die eingeschlagenen Wege. All das läuft seit Zeiten ab, da der Mensch die Erde noch gar nicht bevölkert hat. Seit 20 Millionen Jahren, so meinen die Biologen.
Während dieser Zeitspanne scheinen sich die Zugwege nicht wesentlich verändert zu haben. Denn vom Standpunkt der heutigen geographischen Gegebenheiten sind diese Wanderrouten oft nicht erklärbar. Weder aus der Lage unüberwindlicher Gebirge, der Verteilung von Land und Wasser, noch aus dem Klima oder den Möglichkeiten der Nahrungsfindung. Es erscheint, von den gegenwärtigen Verhältnissen ausgehend, vollkommen unlogisch, daß ostsibirische Vögel nach Afrika statt nach Südostasien fliegen, während für europäische Vögel der Weg nach Afrika sicherer und näher ist, einige Arten jedoch nach Südostasien fliegen. Unbegreiflich sind auch die Züge der Amerikanischen Goldregenpfeifer. Statt die Ost- oder die Westküste Amerikas entlang nach Süden zu ziehen, wählen sie den gefahrvollen und langen Weg übers Meer.

Ein ganzes System von Orientierungsmöglichkeiten

Der Richtungssinn scheint also ererbt, über Tausende, ja wahrscheinlich Millionen von Generationen hinweg. Doch *wie* orientiert sich der Vogel, wie ermittelt er diese Richtung, wie hält er sie ein, wie bestimmt er seinen jeweiligen Standort?
Der schwedische Ornithologe J. A. Plamen schrieb 1876 in seinem Buch „Die Zugstraßen der Vögel", die Tiere würden sich

Zeichnungen: Reiner Zieger

Leningrad (ADN). Das Projekt für den Aufbau des nordwestlichen Stadtbezirks von Leningrad muß von den Architekten nochmals überarbeitet werden, weil die Vogelfluglinien nicht berücksichtigt worden waren. Dieser Beschluß wurde vom Leningrader Stadtsowjet auf Veranlassung der Naturschutzgesellschaft gefaßt, da befürchtet wird, daß die neuen Hochhäuser in dem geplanten Stadtbezirk ein Hindernis für Zugvögel bilden könnten. Jeder vierte Bürger der Viermillionenstadt ist Mitglied der Naturschutzgesellschaft, ohne deren Zustimmung in der Stadt kein einziges technisches Projekt verwirklicht werden darf.



nach topographischen Leitlinien der Landschaft richten — nach Küstenlinien, Flußläufen, Bergketten.

Diese Hypothese wird durch das Alter der Vogelzüge selbst widerlegt. In dieser Zeit hat sich das Gesicht der Erde verändert. Auch die Tatsache, daß unsere heimischen Zugvögel ihr altes Nest sogar dann wiederfinden, wenn sich das Landschaftsbild durch großangelegte Baumaßnahmen völlig verändert hat, spricht gegen diese Annahme.

Könnte die Orientierung nicht auf ein gutes Gedächtnis, auf einen Lernvorgang zurückzuführen sein? Immerhin wandern die Vögel ja in großen Zügen, alt und jung zusammen. Wenn die Alten den ihnen bereits bekannten Weg angeben, könnten die Jungen ihn sich einprägen, um ihn dann in den folgenden Jahren wiederzufinden.

Auch das wurde widerlegt: Von den Eltern isolierte Jungvögel flogen, nachdem die „Alten" bereits auf dem Weg nach dem Süden waren, schnurstracks und zielsicher hinterher. Da sie tatsächlich ihr Ziel, das Überwinterungsgebiet ihrer Art, erreichten, dürften nicht nur der Richtungssinn, sondern auch Angaben über die zurückzulegenden Entfernungen, in der Erbsubstanz enthalten sein.

Die Wissenschaftler glauben heute an ein ganzes System von Orientierungsmöglichkeiten, das dem Vogel zur Verfügung steht. Vor allem scheint es eine Kombination von Sonnen-, Sternen- und Magnetkompassen zu sein. Fällt eine der Orientierungsmöglichkeiten aus, kann die Richtung durch eine der anderen gefunden werden.

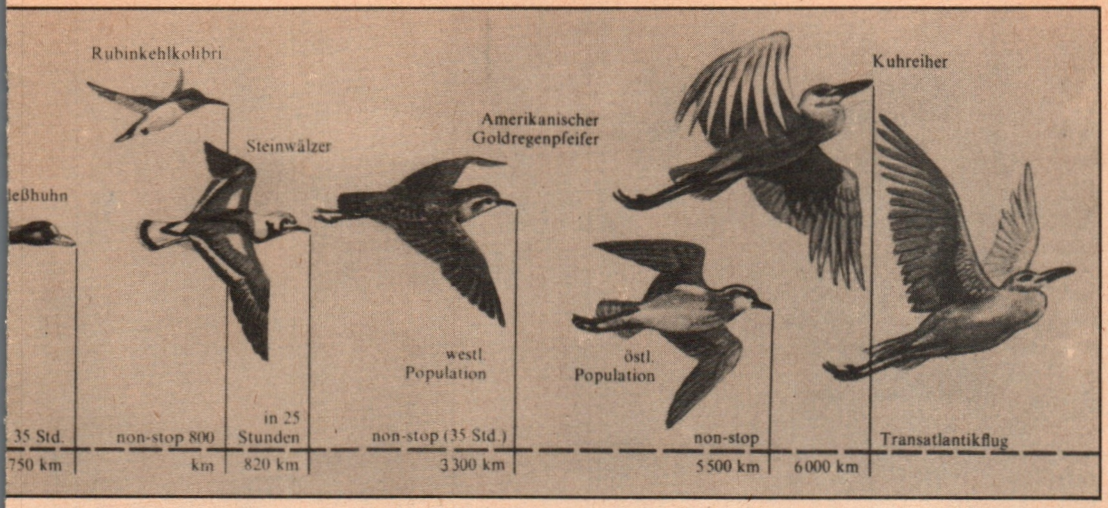
Seit etwa 25 Jahren ist bekannt, daß sich Bienen am Stand der Sonne orientieren können. Dieselbe Fähigkeit wurde auch bei den Vögeln nachgewiesen.

Ganz so einfach, wie das im ersten Moment aussieht, ist solch eine Sonnenorientierung gar nicht. Erweckt doch die Erddrehung den Anschein, als ob die Sonne am Himmel wanderte. Will der Vogel im Laufe des Tages eine bestimmte Richtung exakt einhalten, so muß er diese Sonnenbewegung berücksichtigen, er muß faktisch die Sonnenbahn „kennen". In der Tat verfügen die Vögel über einen Zeitsinn, über eine Art „innere Uhr", die es ihnen ermöglicht, die Tageszeit mit dem Stand der Sonne in Übereinstimmung zu bringen, den Flugwinkel zur Sonne ständig zu verändern, um die eingeschlagene Richtung beizubehalten. Das wurde nachgewiesen, indem man Stare vom normalen Tag-Nacht-Rhythmus isolierte und durch schrittweise Änderung dieses Rhythmus', ihre „innere Uhr" verstellte: Freigelassene Tiere schlugen eine falsche Richtung ein. Dabei entspricht die Abweichung vom normalen Kurs der Abweichung der „inneren Uhr" von der Ortszeit.

Allerdings kann der Vogel solche „Uhrverstellungen" zumindest teilweise kompensieren, da er über weitere Orientierungsmöglichkeiten verfügt. So ist die Sonnenbahn ja abhängig von den Jahreszeiten und von der geografischen Breite. Wenn man bedenkt, daß die Vogelzüge teilweise über sehr weite Strecken führen, gewinnen diese Bahnverschiebungen an Bedeutung. Unsere Störche legen den 10 000 Kilometer weiten Weg bis nach Südafrika zurück, für den sie im Herbst etwa drei Monate und zurück im Frühjahr zwei Monate benötigen. Die im hohen Norden brütende Küstenseeschwalbe hat sogar einen Weg von 17 000 Kilometern bis zur Antarktis vor sich, bewältigt also auf ihrem Frühjahrs- und Herbstzug eine Strecke, die beinahe einmal um die Erde reicht.

Für diese Vögel ändert sich die Sonnenbahn merklich. Steht die Mittagssonne bei Beginn des Herbstzuges im Süden, finden sie diese am Ende, auf der Südhalbkugel, im Norden.

Doch nicht nur die Sonnenbahn verschiebt sich. Schwer haben es auch die Nachtwanderer, die sich an Sternbildern orientieren. Zum einen müssen sie die scheinbare Wanderung der Sterne durch die Rotation der Erde einkalkulieren, zum anderen deren verschiedene Stellung am Himmel entsprechend der geografischen Breite. Auf der Südhalbkugel müssen sie dann auf völlig neue Sternbilder umschalten. Nicht geklärt ist die Frage, ob die Orientierung nach bestimmten Sternbildern den



Vögeln angeboren ist. Da sich die Sternbilder innerhalb des Jahres am Himmel verschieben, wird das von vielen Spezialisten angezweifelt.

Wahrscheinlicher ist, daß sich die Vögel vor Beginn des Zuges markante Sternbilder am Himmel suchen und sie sich einprägen. Bereits lange vor Beginn des Zuges betrachten Jungvögel einiger Arten intensiv den Sternenhimmel. Wie Ornithologen beobachteten, suchen sie dabei den Punkt am Himmel, der am wenigsten rotiert; das ist in unseren Breiten der Polarstern. Die erstmals fliegenden Jungvögel können sich an diesem wichtigen Bezugspunkt orientieren und auch die Stellung der anderen Sternbilder zu ihm ermitteln.

Experimente in Planetarien untermauern die Theorie der Sternenorientierung. Es gelang sogar, Enten mit Hilfe der Pawlowschen Methode auf künstliche, in der Natur nicht vorkommende Sternbilder einzustellen.

Die Praxis der Vogelzüge beweist, daß die Tiere auch bei starker Bewölkung oder bei Nebel ihren Flug nicht unterbrechen. Zielsicher finden sie ihren Weg, auch wenn sie nicht das Geringste sehen — ohne Sonne, ohne Sterne oder Landmarken.

Mit großer Wahrscheinlichkeit orientieren sich die Vögel an dem Verlauf der Magnetfeldlinien der Erde. Laboratoriumsversuche in Stahlkammern — in deren Innerem das Erdmagnetfeld beträchtlich reduziert war — ergaben, daß die Vögel während der planmäßigen Zeit ihres Zuges nicht mehr in einer bestimmten Richtung flogen, sondern ziellos umherflatterten. Bei künstlich erzeugten Feldern entsprach ihre Flugrichtung dem geänderten Verlauf des Feldes.

Die Magnetkompaßorientierung ermöglicht es dem Vogel, in einem ganz bestimmten Winkel zum Feld zu fliegen. Die Flugrouten der Atlantischen Regenpfeifer oder der Störche verlaufen zum Beispiel zu Linien gleicher magnetischer Feldstärke genau senkrecht.

Da viele Einzeller, Würmer, Schnecken, fliegende Insekten oder Fische ebenfalls die Richtung magnetischer Feldlinien bestimmen können, gilt die Theorie der Magnetfeldorientierung als relativ gesichert. Diese Orientierungsart könnte der wichtigste richtungbestimmende Faktor sein, während dem Sonnen- oder Sternenkompaß und bei älteren Tieren eventuell auch angelernten optischen Bezugspunkten die Bedeutung ergänzender Momente zukommt.

Vögel wiesen Wikingern den Weg

All diese Orientierungsmöglichkeiten nützen dem Vogel nichts, wenn er nicht weiß, wo er sich befindet. Bei Zugvögeln, die von ihren Nist- oder Überwinterungsgebieten aus den Flug antreten, kann die Ortslage gewissermaßen schon vorprogrammiert sein. Wie können sie aber ihre Lage im fremden Gebiet ermitteln? Was befähigt die Brieftaube, in wenigen Sekunden ihren jeweiligen Standort zu bestimmen und zielsicher den oft Hunderte Kilometer entfernten Heimatschlag anzusteuern?

Das sind Fragen, auf die die Wissenschaft keine auch nur halbwegs befriedigende Antwort geben kann. Die Geheimnisse der Orientierung der Vögel, die Untersuchung ihrer Züge stehen weiterhin im Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses.

Von den Wikingern, den großen Seefahrern des Mittelalters, wird erzählt, sie hätten Vögel auf ihren ausgedehnten Fahrten mitgeführt. Wollten sie wissen, ob Land in der Nähe sei, ließen sie einen Vogel frei und verfolgten seinen Flug. Flog er davon, steuerten die Seefahrer in die Flugrichtung, denn dort war Land zu erwarten. Kam der Vogel jedoch aufs Drachenboot zurück, konnte kein fester Boden in der Nähe sein.

Auch heute könnten die Vögel helfen, die Navigation der Schiffahrt und natürlich besonders der Luftfahrt beträchtlich zu verbessern. Wenn wir einmal mehr wissen über den Mechanismus, der die Vogelzüge steuert, werden wir auch die Navigationsfähigkeit der Vögel aufklären, die spezifischen Sinneszellen oder Organe finden, die ihnen dafür zur Verfügung stehen. Diese wiederum könnten als natürliche Vorlage für hochwertige bionische Instrumente der Navigation dienen.

Rolf Hofmann

Vorwiegend heiter?

Oder: Wie ist das Klima in Ihrem Betrieb?

Klima ist ein Begriff aus der Meteorologie. Im Gegensatz zum Wetter, das nur die momentanen atmosphärischen Verhältnisse eines bestimmten Gebietes umfaßt, kennzeichnet das Wort Klima laut einschlägiger Enzyklopädie „den mittleren Zustand des Gesamtablaufes der meteorologischen Erscheinungen während eines langen Beobachtungszeitraumes". Es verhält sich zum Wetter etwa wie der Fünfjahrplan zum Tagesplan. Das Wetter in der Natur ist trotz aller Korrekturen durch Regenbomben und Feldberieselung bisher Privileg von Petrus geblieben. In Anbetracht seines häufigen Versagens sollte man ihn lieber nicht als zuverlässigen Genossen betrachten, bemüht er sich doch seit zwei Jahren, uns an der Überschreitung der 40-Dezitonnen-Getreidegrenze pro Hektar zu hindern. Im Gegensatz dazu wird das Wetter und damit auch für längere Sicht das Klima im Betrieb von zuverlässigen Genossen mit oder ohne Parteibuch zunehmend bestimmt. Das Hoch und Tief nebst allen günstigen und ungünstigen Folgen ist regulierbar. Die Hauptrichtung ist „heiter". Davon zeugen in unserem Lande Tausende Betriebe, deren Vertrauensleutevollversammlungen neue Leistungen im Wettbewerb beschließen, dabei auch der Verbesserung des Arbeitsklimas hohe und mit Betriebskollektivvertrag kontrollfähig gemachte Aufmerksamkeit widmen. Kein Wunder, verbringt doch der werktätige Mensch selbst bei der neuen40-Stunden-Arbeitswoche der Schichtarbeiter und werktätigen Mütter von den 168 Stunden einer Woche fast noch ein Viertel seines Lebens im Betrieb.

Wir luden zur Diskussion zum Thema „Betriebsklima" ein. Kollegen von vier Betrieben wurden einzeln befragt. Aber sind auch ihre Antworten vereinzelt, oder gibt es Gemeinsames? Vorsagen und Absprache waren ausgeschlossen, denn die Mannschaft I sitzt irgendwo am Prenzlauer Berg, II in Bischofferode, III in Apolda und IV in Nebra. Und alle machen sie etwas ganz Unterschiedliches. Die einen füllen Regale, beraten Kunden und kassieren,

die anderen sind für die Ökonomie eines Grundstoffbetriebes verantwortlich, die dritten schaffen moderne Strickbekleidung, und die zuletzt Befragten mästen Bullen in möglichst kurzer Zeit auf 350 Kilo.
Die Aufgabe steht im mathematischen Sinne so: Kaufhalle + Kali-Ökonomiebrigade + Strickwarenfabrik + Bullenmastkombinat

Gesucht wird also der gemeinsame Nenner. In einem Punkt liegt er auf der Hand: Elektrokassen und Tischrechner müssen ebenso von klugen und verantwortungsbewußten Menschen bedient werden wie Interlokmaschinen und Gabelstapler oder irgendwelche anderen Arbeitsgeräte in den nicht von unserer Fragerei geplagten Betrieben. Kein Wunder, daß eine der ersten Fragen fast übereinstimmende Antworten fand:
Worüber spricht man in Ihrem Kollektiv, was bewegt die Kollegen?
Sonja Wilke, Kaufhalle Willi-Bredel-Straße, Berlin (I): „Über den Parteitag, über den Wettbewerb."
Ökonom N. N. (er wollte den Namen nicht nennen), Bereich Ökonomie des Kaliwerkes „Thomas Müntzer", Bischofferode (II): „Über fachliche und politische Probleme, Entwicklung des Kollektivs. Was können wir noch besser machen?"
Ruthild Fock, Abteilungsleiterin der Brigade „Vorwärts", VEB Stickermann, Apolda (seit 1972 volkseigen, dreimaliger Sieger im Wettbewerb) (III): „Über den Plan, über Minuten. Alle haben zu akkern, aber alle ziehen mit."
Herbert Walloch, ZEB („Zwischenbetriebliche Einrichtung" — ein Stück Intensivierung und Industrialisierung der Landwirtschaft) Bullenmastkombinat Reinsdorf, Kr. Nebra (IV): „Was so passiert, bei uns und in der Welt."
Das führt schon zum gemeinsamen Nenner. Jeder denkt über sich und das eigene Kollektiv nach. Übersieht dabei nicht den Zusammenhang des eigenen Tuns mit dem gesellschaftlichen Fortschritt im Großen. „Wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen", steht anders als bei Faust im Interessenkreis des Staatsbürgers. Das führt zu wichtigen Überlegungen. Sind wir ausreichend informiert? Wie arbeitet der „beste Mann"? Was ist wichtiger, gemeinsame Arbeit oder ein Theaterabonnement mit anschließendem Trinkfest? Liegt alles bloß am Leiter, wie es die Kabaretts gern behaupten? Ein Sack voll Fragen, die unter Stichworten wie „Entwicklung der innerbetrieblichen Demokratie" oder „Demokratischer Zentralismus und Förderung der Masseninitiative" quartalsweise analysiert und irgendeiner Leitung eingereicht werden müssen.
Diese Arbeit kann die Umfrage dem geplagten Direktor nicht abnehmen. Vielleicht aber hilft sie doch dem einen oder anderen ein wenig auf die Sprünge.
Wie weit ist Ihr Kollektiv, kennen Sie Ihre Besten, wie steht es mit offenen Aussprachen?

Aus der Mannschaft IV sprudelten die Wortmeldungen.
Gerhard Bornschein: „Wir sind knapp 40 Beschäftigte hier. Jeder kennt den anderen gut, einer ist auf den anderen angewiesen. Da kann man keinen vor den Kopf schlagen, bei der kritischen Einschätzung muß man eben auch die Eigenheiten des einzelnen berücksichtigen."
Heinz Korn: „Wer hat es schon gerne, wenn an einem herumgemäkelt wird. Aber wenn es sachliche Gründe gibt für eine Kritik, muß man sich das Gesagte ruhig durch den Kopf gehen lassen. Ein richtiges Verhältnis zur Kritik bei allen schaffen, dazu gehört viel Geduld und vor allem guter Wille jedes einzelnen."
Auch die Kolleginnen der Strickerei (III) sind derselben Meinung. „Keiner will hier weg. Sie kennen sich alle, es gibt einen persönlichen Kontakt, der eine große Rolle spielt. Wir haben ein gutes Arbeitsklima. Unstimmigkeiten gibt es überall einmal. Was gesagt werden muß, muß gesagt werden."
So drückte es die Abteilungsleiterin *Ruthild Fock* aus, in deren Bereich vorwiegend Obertrikotagen für Damen und Kinder hergestellt werden.
Alle Befragten sind sich also darin einig, daß gegenseitiges Kennen eine Grundlage für die Stärke des Kollektivs bildet. Um die Vorzüge des anderen zu wissen, darf aber nicht heißen, seine Schwächen zu übersehen. Die offene kritische Aussprache ist eines jener Merkmale, die feste Kollektive auszeichnet — im besten Sinne von Helsinki eine „vertrauenbildende Maßnahme". Natürlich, je länger man im Betrieb zusammenarbeitet, desto besser kennt man sich. Langjährige Betriebszugehörigkeit ist nicht nur eine Folge der Treueprämie, sondern hängt mit dem gesamten Betriebsklima zusammen. Die Kaliökonomen beantworten die Frage nach der Fluktuation mit der berufseignen Prägnanz: „Kein häufiger Wechsel im Kollektiv." Und *Manuela Thiel* von der Kaufhallenmannschaft I berichtet aus eigner Erfahrung: „Ich bin hier eingestellt worden, damit ich mich auf die neue Halle vorbereiten soll. Jetzt möchte ich bleiben. Der Fahrweg ist zwar länger, aber ich gehöre zum Kollektiv."
Diese Erfahrungen lassen sich verallgemeinern. Laut Professor Dathe domestizieren immer mehr Stare und Drosseln lieber auf den Berliner Balkons, als sich alljährlich auf die anstrengende Tour zum oberen Nil zu begeben. Ohne hier den klimatischen Vergleich überzustrapazieren, bleibt die erfreuliche Feststellung, daß auch die Wandervögel in den Betrieben immer weniger werden. Selbstverständlich gibt es eine natürliche Fluktuation; an die Stelle der ausscheidenden älteren Kollegen rückt der Nachwuchs. Im guten Betrieb erfolgt der Stafettenwechsel ohne Komplikationen.
Der Rentner weiß sich von der Veteranen-AGL gut betreut und bleibt nicht nur durch die jährliche Dampferfahrt dem Kollektiv verbunden. Die nachrückenden Jüngeren werden sich um so schneller akklimatisieren, je besser sie sich verstanden und

anerkannt fühlen. Fordern und Fördern ist die kürzeste Formel für jenen Prozeß der Eingliederung, der mit dem Jugendförderungsplan des Betriebes und der verständnisvollen Hilfe der bewährten Kollektive zu regeln ist. Nicht überall verläuft er problem- und reibungslos.

Eine ältere Arbeiterin (III) meint dazu: „Mit jungen Mädchen ist es schwierig. Viele wollen nicht soviel arbeiten wie wir Alten. Sie müssen noch nichts anschaffen. Sie nehmen es nicht ganz so ernst. Wenn sie heiraten oder heiraten wollen, wird es anders. Dann wird nicht mehr gegammelt. Dann sind sie nicht mehr am Wochenende unterwegs und hängen montags nicht mehr durch."

Also doch ein Generationsproblem? Haben jene Räte für Sozialversicherung recht, die aus der Krankenstandsanalyse herauslesen wollen, daß die jungen Leute weniger verantwortungsbewußt sind als ihre älteren Kollegen? Gewiß nicht. Zehntausende Jungaktivisten und millionensparende MMM-Objekte sprechen dagegen. Aber wahr ist, daß natürlich die Interessen der einzelnen von ihrem Alter und den damit verbundenen sozialen Umständen abhängen. Das drückt sich nicht nur beim Betriebsfest aus, wenn die Musikfrage zugunsten Veronika Fischers oder böhmischer Blasmusik entschieden werden muß. Erfahrene Kulturkommissionen finden auch dort gemeinsame Lösungen. Und keinen Grund gibt es für die Annahme, daß die jüngeren Kollegen die Erfahrungen älterer nicht schätzen. Eine Zwanzigjährige hat genau ein Viertel ihres jungen Lebens in diesem Betrieb zugebracht und urteilt so: „Ich fühle mich hier wohl und muß sagen, daß ich lieber mit Älteren zusammenarbeite als nur mit Gleichaltrigen. Schön, manche prahlen mit ihren Anschaffungen und mit ihrem Sparguthaben. Aber wenn jemand Kummer hat, wird geholfen. Eine Frau mit mehreren Kindern wollte ihre Mutter besuchen, da fanden sich andere bereit, die Kinder zu nehmen. Als ich hier neu anfing, wurde ich gleich in den Kreis aufgenommen, daß ich gar nicht erst auf den Gedanken kam, es will mich hier keiner."

In der Tat, das Zusammenfinden und Zusammenwirken von jung und alt wird immer mehr zum typischen Charakterzug betrieblicher Kaderarbeit. Es ist stabilisierender Faktor für jedes Kollektiv. Zu den klimabestimmenden Faktoren gehört zweifellos auch die Wirkung des guten Beispiels. Nicht umsonst wird Erfahrungsaustausch im sozialistischen Wettbewerb groß geschrieben. Wer aber ist der „beste Mann" in der Brigade, wo liegen die Kriterien?

Herbert Walloch, einer von den Bullenzüchtern der Mannschaft IV, sucht ein bißchen nach den richtigen Worten: „... na ja, das ist eben der, der richtig und zuverlässig seine Arbeit macht."

Damit wird viel gefordert. Aber genügt das schon? Die Strickerinnen (III) bohrten tiefer: „Die Kollegin X vollbringt Spitzenleistungen. Wenn die Brigade einmal in Druck ist, kann man sich auf sie verlassen, sie wird nicht aufhören, bevor der Plan erfüllt ist. Aber in der gesellschaftlichen Arbeit macht sie keinen Finger krumm. Sie zeigt den anderen auch nicht einen ihrer Kniffe, und man möchte sie nicht gern ansprechen. Man hat richtige Hemmungen, mit ihr zu reden.

Die Kollegin Y ist eine gute Arbeiterin, das kann man nicht anders sagen, aber sie ist so poltrig, manchmal richtig grob, und niemand läßt sich doch gern anbrüllen. Man muß ihr manchmal sagen, so geht es nicht. Und man muß manchmal sehr hart mit ihr reden, weil sie ungerecht ist und immer aufbrausend."

X und Y. Die Brigaden sind ständig auf der Suche nach Z, in der alle guten Seiten vereinigt sind: Verantwortungsbewußtsein für die Planerfüllung, Weitergabe der Erfahrungen, Teilnahme an der gemeinsamen Demonstration, gegenseitige Hilfe, Ausgeglichenheit, ständige Einsatzbereitschaft ... Gibt es das alles in einer Person?

Frieda Riemann (III) meint dazu: „Ohne Fehler ist wahrscheinlich niemand. Jeder hat seine Mucken. Helden haben wir keine in der Brigade. Aber Versager, richtige Versager haben wir auch nicht." Muß man ein Idol suchen, das allen Normen eines sozialistischen Tugendkatalogs entspricht? Dazu müßten wir Aladin mit der Wunderlampe auf die Reise schicken. Unsere bewährten Kollektive bestehen aus Menschen des Hier und Heute. Mit Recht und Erfolg bemüht man sich um die Einheit von Denken und Handeln: Planerfüllung an sich ist kein Merkmal der neuen Persönlichkeit. Aktivität in Versammlungen, gewählte Umgangsformen allein bringen keinen Zuwachs des Nationaleinkommens. Aber ein gutes Kollektiv ist stärker als die Summe seiner Glieder. Es hilft auch dem „besten Mann", noch besser zu werden, und gebärt Kommunisten. Freilich, nicht von selbst bilden sich die neuen Verhaltensqualitäten heraus. Man muß sich schon etwas einfallen lassen, um die Leistung eines jeden richtig zu messen und die Kraft des Vorbildes für das Fortschreiten des Ganzen zu nutzen. Die Mannschaft III versucht es mit einem Punktsystem. Für gute Qualität der Strickwaren und Einhaltung der

Normzeiten gibt es ebenso Punkte wie für Neuerervorschläge und gesellschaftlichen Einsatz außerhalb der Arbeitszeit. Ein Neuerervorschlag gleicht nicht dem anderen. Johannisbeeren und Kürbisse sind schlecht zu addieren — man braucht schließlich eine Waage. Und was ist „gesellschaftlicher Einsatz"? Kann man die (vielleicht jährlich einmalige) Sonderschicht gegenüber der täglichen Kleinarbeit des aktiven Gewerkschafters oder Parteisekretärs wirklich in einer Punkttabelle erfassen? Wir glauben jedenfalls, daß sie nicht die ständige Einschätzung der Persönlichkeiten und des Kollektivs in offener Aussprache ersetzen kann.

Die Wünschelrute für das Betriebsklima zuckte stets, wenn Fragen des täglichen Lebens im Betrieb gestellt wurden.

Manuela Thiel (I) hat die Parteitagsbeschlüsse gelesen und klagt: „Über die Türen! Es zieht da sehr am Ein- und Ausgang. Der Projektant will noch einmal kommen und die Türen irgendwie umprojektieren."

Die Wahrheit ist immer konkret, und die Auswertung dieses Parteitages endet mit dem Zehnten. Dazwischen liegen fünf Jahre gemeinsamen Schaffens. Türen abzudichten wird nicht so lange dauern, gehört aber dazu. Unter der Einheit der Wirtschafts- und Sozialpolitik verstehen wir eben, daß der große Fortschritt der Gesellschaft auch für jeden einzelnen an seinem Arbeitsplatz spürbar wird. Routiniers in den Abteilungen Betriebsorganisation und adäquaten gewerkschaftlichen Kommissionen notieren bloß noch „ALB" für Arbeits- und Lebensbedingungen. Im Wissen darum, daß Plangerechtigkeit, gute Arbeitsorganisation und die mögliche technische Höchstausstattung das wichtigste Element sind, nennen wir auch andere. Liebe geht durch den Magen, sagt ein altes Sprichwort. Es ist beim Betriebsessen nicht außer Kraft. Wir kennen einen Betrieb, dessen Chef ständig und ernsthaft die Qualität des Thermophoreninhalts kontrollierte. Aber, ein bißchen Grandseigneur, aß er selbst im Klub nebenan. Die Kollegen raunten, deshalb sei das Betriebsessen so schlecht. Sein Nachfolger stellte sich in die Schlange und aß Stamm. Höchstens bei harten Eiern nörgelte er. Der Chef hat eben keinen guten Geschmack (obwohl er behauptet, sonntags selbst zu kochen), hörte man jetzt. Wir nehmen das Betriebsessen als ein nicht unwichtiges Moment der Arbeits- und Lebensbedingungen. Staat und Betriebe wenden jährlich hunderte Millionen auf, um es täglich in guter Qualität, pünktlich, billig und möglichst in kulturvollen Speisesälen zu servieren. Was in der Praxis dabei herauskommen kann, bemerken unsere Quizmannschaften:

„Die Versorgung im Betrieb ist gut, die Arbeits- und Lebensbedingungen werden entsprechend den Festlegungen im BKV durchgeführt." (II)

Heinz Knorrn: „Aus der Zuckerfabrik in Vitzenburg bekommen wir das warme Essen. Nicht immer schmeckt es allen, aber wir sind ganz zufrieden damit."

Herbert Walloch: „Unsere Frau Lisker setzt sich ständig sehr dafür ein, daß wir gut zu essen und zu trinken haben. Oft macht sie mehr, als zu ihren Aufgaben gehört, und das bekommt der Atmosphäre im Betrieb sehr gut." (Mannschaft IV)

Auch die Diskussionsteilnehmer aus den beiden anderen Betrieben haben zu diesem Thema keine andere Meinung. Abgesehen davon, daß Rehbrükkes* Kochrezepte von notorischen Wellfleisch-Liebhabern sowieso immer kritisiert werden und über den Geschmack kein Streit sich lohnt.

Die Skala der im Betrieb klimabestimmenden Faktoren ist breit. Ganze Forschungsinstitute sind ihrer Untersuchung gewidmet, darum verlange man hier keine Vollständigkeit. Aber die verantwortungsvolle Rolle des Betriebsleiters sei noch erwähnt.

Was würden Sie, *Adelheid Strumk,* neunzehnjährige Zuschneiderin bei Strickermann mit zweijährigen Betriebserfahrungen, anders machen, wenn Sie zu bestimmen hätten?

„Ich würde öfter mal zu den Kolleginnen gehen und sie auch mal loben. Nicht nur am Frauentag. Natürlich hat ein Leiter viel zu tun, aber wenn er immer keine Zeit hat, versäumt er etwas." Sehr wahr. Aber Leiter haben es heutzutage schwer. Mit dem allgemeinen Anstieg des Bildungsniveaus aller Werktätigen vermindert sich das Gefälle. Kritik und Vorschläge gewinnen an Sachlichkeit und Niveau. Und somit haben es Leiter — das liegt in der Dialektik der Sache — heute leichter. Die Anzahl der aktiv Mitregierenden nimmt zu. Und für keinen Betriebsleiter ist es eine Schande, Probleme zu nennen, deren Lösung er noch nicht weiß. Aber er muß sie nennen, um den Ideenreichtum und die Schöpferkraft des Kollektivs fördernd zum Wohle des Ganzen zu nutzen.

In westlichen Gefilden liest man vieles anders. Handbücher für Manager empfehlen, langgedienten Angestellten ein Geschenk zu machen und ausreichend Besuche abzustatten. Überhaupt müsse man so tun, als ob „Arbeitgeber" und „Arbeitnehmer" alle in einem Boot säßen. Wichtig allein seien die menschlichen Beziehungen, „human relations", die Klassengegensätze verkleistern, Verzeihung, verhindern könnten. Der Chef muß dazu die Leiter möglichst stark differenzieren, freundlich zu den „Untergebenen" sein und die Regeln des „managements" einhalten.

Das ist nicht unser Bier. Der Generalnenner unserer Umfrage heißt Sozialismus. Das gemeinsame Eigentum an den Produktionsmitteln heckt Sonnenschein, Wolken und Stürme — um zum meterologischen Bilde zurückzukehren. Das Klima der sozialistischen Betriebe wird durch die Eigentümer bestimmt. Versager sind seltener geworden, aber auch kostspieliger. Rücksichtsvolle gegenüber vermeidbaren Mängeln verdienen keine Rücksicht. Soweit haben wir es gebracht und sind froh darüber.

Klaus Katen

* *Zentralinstitut für Ernährung. Potsdam-Rehbrücke*

Harald Wessel

Geh deinen Weg, und laß die Leute reden!

Es ist schon einige Jahre her. Damals erlebte ich aus nächster Nähe, wie sich zwei Freunde, die zusammen manchen Sturm überstanden hatten, urplötzlich und ohne erkennbare Ursache entfremdeten. Alle Bekannten und Verwandten standen vor einem Rätsel. Dann fand man sich damit ab, daß die beiden einander nicht mehr „riechen" konnten. Kürzlich traf ich den einen der zerstrittenen Gefährten zufällig wieder. Er erzählte mir, wie es ihm inzwischen ergangen ist: berufliche Entwicklung, Ortsveränderung und Scheidung. Ganz nebenei erfuhr ich auch, was ihn seinerzeit von seinem Freund getrennt hat: nichts als Tratsch und Klatsch! Seine Freundin war eifersüchtig auf den Freund ihres Freundes geworden und hatte die beiden Männer arglistig gegeneinander aufgebracht, indem sie ihnen wechselseitig aus der Luft gegriffene Verdächtigungen zuflüsterte. Die Freunde fielen darauf herein. So ging die Freundschaft in die Brüche.

An sich ist das eine belanglose Geschichte, nicht der Rede wert. Das Leben geht auch in solchen Fällen weiter. Und am Ende erntet in unserer Gesellschaft jeder ungefähr das, was er gesät hat. Warum ich die Sache hier dennoch ausbreite? — Nicht des einzelnen Falles wegen, sondern um zu zeigen, in welchen Formen bei uns spießbürgerliches Verhalten auftreten kann. Denn das ist klar: Zu den Umgangsformen und moralischen Regeln der Arbeiterklasse passen Tratsch und Klatsch keineswegs. Richtige Arbeiter pflegen sich auch unangenehme Sachen offen ins Gesicht zu sagen. Sie sprechen sich aus, klären die Mißverständnisse und geben sich am Ende die Hand. Hinter dem Rücken des anderen zu reden, gilt unter Klassengenossen als unehrenhaft. Proletarische Solidarität hat auch in diesem Punkt ihre eigenen, guten Gesetze. Bürgerliche Psychologen möchten Tratsch, Klatsch und Intrige als eine ewige, unabänderliche menschliche Untugend ausgeben. Es gibt da gleich mehrere Theorien. Man behauptet beispielsweise, die üble Nachrede diene dem Intriganten zur Befriedigung seines Aggressionstriebes. Jeder Mensch sei ein potentieller Mörder, wenigstens ein Rufmörder. Eine andere Theorie deutet den Klatsch als eine unvermeidliche Erscheinungsform der „Projektion" uneingestandener eigener Charakterschwächen auf andere Menschen. Und eine dritte Theorie meint, Langeweile und Monotonie führten zwangsläufig zur Sensationsgier und zum Gerüchtemachen. In allen diesen Theorien mag ein rationeller Kern stecken. Dennoch sind sie nicht geeignet, das Phänomen der üblen Nachrede wirklich zu erklären.

Es muß ja einen Grund haben, daß der intrigante Tratsch unter den arbeitenden Menschen seit jeher als verwerflich gilt, während er in den Kreisen der herrschenden Ausbeuterklassen immer schon als zynisches Zeichen der „feinen Lebensart" angesehen und moralisch akzeptiert wurde. „Wer mir was nachredet und ist nicht wahr", sagt eine alte Volksweisheit, „den hole der Teufel mit Haut und Haar, und führ' ihn in die Luft, werf ihn hernieder, daß es pufft". Die römischen Kaiser hingegen beschäftigten ungeniert sogenannte Delatoren (Denunzianten, Gerüchtemacher). Schon vorher war der große Sokrates ein Opfer der von seinen Feinden ausgestreuten Gerüchte geworden. Die gesellschaftlich bedingte Doppelmoral der Ausbeuter und Unterdrücker ist der tiefere Nährboden des intriganten Klatsches und Tratsches. Und was diese Herren zynisch praktizieren, ahmt der Kleinbürger hinter vorgehaltener Hand nach.

Die bürgerliche Sensationspresse hat die Methoden der üblen Nachrede bis zum perfekten öffentlichen Rufmord entwickelt. So lud der nordamerikanische Geheimdienst zum Beispiel Ende der sechziger Jahre einige Klatschreporter ein, um ihnen angeblich echte Tonbandaufzeichnungen vom Liebesleben des Martin Luther King zur „Auswertung" vorzuspielen. Auch hier war der zynische Rufmord nur der Auftakt zum politischen Mord. Gezielte Gerüchte gehören denn auch zum Standardrepertoire der antikommunistischen Hetze. Besonders hündisch sind solche Gerüchte, die darauf abzielen, Zwietracht in die Reihen derer zu tragen, die vereint für eine menschenwürdige Welt kämpfen.

Karl Marx hat solchen Intriganten, die ihn mit besonderem Eifer der üblen Nachrede auszusetzen versuchten, die einzig mögliche Antwort gegeben, indem er dem „Kapital" das Dante-Wort voranstellte: „Geh deinen Weg, und laß die Leute reden!" Wir aber haben heute nicht nur ganz neue gesellschaftliche Möglichkeiten, Klatsch und Tratsch auf ein erträgliches Minimum zu reduzieren, wir haben auch die moralische Pflicht, uns täglich selbst zu überprüfen, ob wir offen und ehrlich genug handeln, ob wir jeden Klatsch souverän genug beiseiteschieben, ob wir, wie es das auf dem IX. Parteitag der SED beschlossene neue Parteiprogramm verlangt, dem spießbürgerlichen Verhalten wirksam genug entgegentreten, kurzum: ob wir auf der Höhe der Zeit sind.

Balanceakt

MAGAZIN-Galerie: Günter Schumann

Noch ist sein Name unbekannt. Erst bei dem Stichwort „Fußballer" erfolgt eine Reaktion: „Günter Schumann? Ja, der ist gut!" Seine Fußballmannschaft, elf etwa 2,5 Meter große bemalte Holzplastiken, waren in Leipzig, Berlin und Rostock ausgestellt und jedesmal im Gespräch. Zahlreiche Besucher, Kollegen vom Fach und Kunststudenten, die sie sahen, haben sie als neuartig, lustig und poetisch zugleich begriffen. Günter Schumann hatte sich mit dieser Idee schon lange beschäftigt, und als ihm der Rat des Bezirkes Leipzig einen Auftrag für die Bezirkskunstausstellung geben wollte, schlug er die Fußballer vor. Sieben schaffte er bis zur Eröffnung, damit war auch der Fonds erschöpft,

Günter Schumann und seine Gartensessel aus massiver Eiche, Höhe 100 cm

2

3

4

5

6

Bild 1
Fußballmannschaft,
Lindenholz, Höhe 250 cm
Bild 2
Halbakt, Kiefer, Höhe 70 cm
Bild 3
Elefant, Ahorn, Höhe 80 cm
Bild 4
Fußballmannschaft, Detail
Bild 5
Hirsch Heinrich, Rüster,
Geweih aus einem Autokrümmer,
Höhe 60 cm
Bild 6
Nilpferd, Eiche, Höhe 150 cm,
Länge 400 cm

1

2

3

Bild 1
Fensterbrett im Arbeitszimmer mit dekorativer Katze aus Kanadischer Kiefer, Höhe 20 cm
Bild 2
Giraffe, Kastanie, Höhe 700 cm
Bild 3
Boxer, Esche, Handschuhe Teakholz, Höhe 130 cm

„... aber damit es elfe wurden, habe ich noch vier dazu gemacht. Gedacht ist die Arbeit für eine Gruppe von Leuten, die sie anspricht. Genau gesagt, für die 60 000 Chemie-Anhänger Leipzigs."

Nun hat man offensichtlich noch recht herkömmliche Vorstellungen, wie ein „Sportlerdenkmal" aussehen soll: möglichst in Bronze gegossen, glatt, vielleicht gar heroisch — anders läßt es sich nicht erklären, weshalb Schumanns Sportlergruppe im gesamten Leipziger Raum keinen Platz reserviert bekommt. Wenn sie nicht gerade in Ausstellungen steht, postiert er sie vor einem echten Fußballtor in seinem Garten. Und das ist, mit einem blauen Himmel darüber, eine Augenweide.

Günter Schumann lebt mit seiner Familie in einem Dorf bei Zwenkau. Am Tor zu seinem Bauernhaus steht „Bei der Heimleitung klingeln". Es gibt weder Klingel noch Heimleiter, und beim Anklopfen bellen seine beiden Tatrahunde und rasseln an den Ketten. Doch der Empfang ist freundlich, der Hof erstaunlich groß, das Wohnhaus frisch geweißt. An der Wasserpumpe hockt eine grüne Froschplastik aus Holz, am blaubemalten Tisch nehmen wir Platz, und Günter Schumann beginnt zu erzählen. Das ist keiner, der gern große Worte macht oder mit Vorliebe über Kunst palavert. Er ist ein guter Beobachter, macht sich Gedanken, geht an die Arbeit. („Wenn ich arbeite, haue ich richtig ran.") Was entsteht, ist kaum „einzuordnen", ist eine glückliche Synthese von Sensibilität und Kraft, von (möglicherweise unbeabsichtigtem) Humor und Poesie. Ein Satiriker ist er nicht.

Nach der Schulzeit wurden ihm zwei Lehrstellen angeboten: Fernmeldetechnik und Holzmodellbau. Er entschied sich für letzteres, schnitzte zu Hause an mitgebrachten Holzresten ein bißchen herum und bewarb sich nach der Lehre an der Hochschule für industrielle Formgebung in Halle. Die Aufnahmeprüfung war ein absoluter Reinfall. Sie bestand hauptsächlich aus Zeichnen („... in der Zeit hätte ich längst was geschnitzt!"), und er kam gar nicht erst dazu, sein mitgebrachtes Werkzeug auszupacken. An der Fachschule für angewandte Kunst in Schneeberg hatte er mehr Glück, außerdem fand er in seinem Lehrer Brockhage einen Menschen, der ihm Anregungen gab und ihn förderte. Ausgebildet als Holzgestalter für die Kunstgewerbeindustrie, versuchte er nach dem Studium als Freischaffender zu existieren, bemühte sich um die Anerkennung beim Verband bildender Künstler. Er kaufte sich eine Hobelbank, Werkzeuge, arbeitete wie ein Besessener. „Ich dachte, wenn ich mein Prinzip nicht durchhalte, schaffe ich es überhaupt nicht." Im Flur steht eine Holzplastik, seine „Vorlegekatze" — eingeschickt zu vielen Ausstellungen, immer wieder abgelehnt. Die Anerkennung des Verbandes kam nach sechs oder sieben Jahren. Seine früheren Arbeiten betrachtet er kritisch, seine Anfangsschwierigkeiten schildert er ohne eine Spur von Bitterkeit.

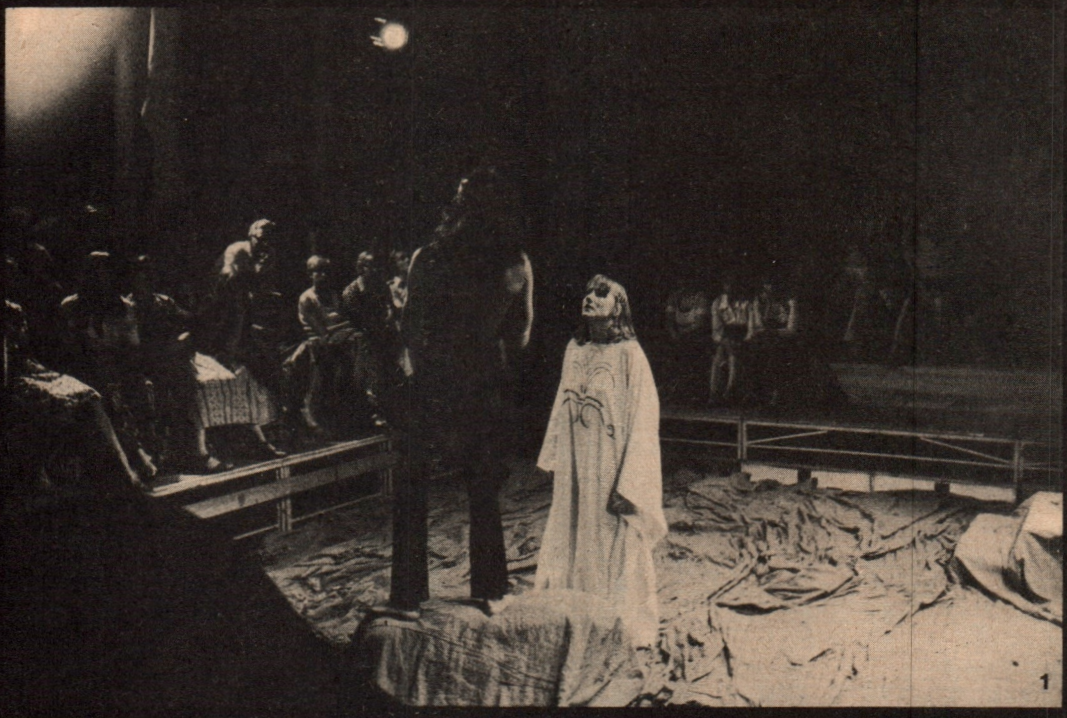
Das, was er heute tut, erfordert künstlerisches und handwerkliches Können, ist aber auch eine schwere körperliche Arbeit. Die Bäume, die er in den abgeholzten Wäldern des Böhlener Bergbaugebietes entdeckt (und deren Form ihn oft zu neuen Ideen anregt), müssen nach Hause transportiert werden. Das dauert manchmal wochenlang und ist nur mit der Hilfe der Kumpel zu schaffen. Das Bearbeiten dieser riesigen Stämme erfordert Kraft. Da Günter Schumanns Plastiken in keine Werkstatt passen, hat er seinen Garten zur Werkstatt gemacht und arbeitet hier zu jeder Jahreszeit.

Zwischen Bäumen und üppigen Sträuchern: eine Giraffe. Sieben Meter hoch, die Vorderbeine gespreizt, von der Seite aus gesehen schreitend, von hinten mit einer schönen, schwungvollen Rückenlinie — gearbeitet aus einer „umgedrehten" Kastanie. Ein riesiges Nilpferd mit geöffnetem Maul aus Eiche, Gewicht etwa vier Tonnen, ein lebensgroßes Pferd mit Leiterwagen, wie geschaffen zum Herumklettern, ein Krokodil, ein Tausendfüßler ... Ich erlebte das gleiche wie in dem Film „Leuchte, mein Stern, leuchte", als die Wohnung des Malers Fedja gezeigt wurde: Überraschung, Staunen über etwas noch nie Gesehenes. Eine harmonische, menschliche und phantasievolle Kunst. Darüber kann sicherlich keine Beschreibung, kein Foto Auskunft geben, das muß man sehen, anfassen, benutzen können.

Ähnliche Tiere entstanden für ein Leipziger Kinderheim. Dieser Auftrag hat ihm so viel Spaß gemacht, daß er einfach weiterarbeitete. Er dachte, es werden so viel Kinderspielplätze gebaut, und wenn meine Plastiken gut werden, kann ich sie bestimmt verkaufen. Sicher ist Günter Schumann alles andere als ein Geschäftsmann (was ihn noch sympathischer macht), und sicher haben Leute, die Spielplätze oder Parkanlagen projektieren, seine Arbeiten noch gar nicht gesehen. Es sei denn, sie wollen einen Spielplatz so einrichten wie ihr Wohnzimmer: hübsch geordnet, zweckmäßig.

In der Werkstatt hängen Hirsch-Heinrich-Köpfe, thronen über „seinem Trabi". Daran arbeitet er für die VIII. Kunstausstellung in Dresden, Originalgröße in Holz, die Vermessung hat er mit dem Zollstock zum Erstaunen der Bevölkerung an einem Originalauto vorgenommen. Aber mehr sollte man darüber nicht verraten. Mir erscheint eher die Entwicklung eines eigenwilligen Künstlers wichtig, die Beachtung verdient.

Anne Braun



AUS DER **SCHAUSPIEL**SCHULE GEPLAUDERT

Für die ersten Julitage dieses Jahres hatte man Goethes „Iphigenie" im Sternfoyer der Volksbühne angekündigt, gespielt von Studenten der Staatlichen Schauspielschule Berlin. Kaum einer, so mutmaßten wir, würde sich an diesem heißen Sommerabend zum Besuch dieser Inszenierung aufraffen, es sei denn, er wäre mit einem der Akteure versippt oder verschwägert. Weit gefehlt, die drei Zuschauertribünen waren, überwiegend von jungen Leuten, dicht besetzt. Regisseur Thomas Langhoff hatte die „Iphigenie" vom schier unantastbaren Sockel der Klassik auf den Boden des Gegenwärtigen heruntergeholt, die Distanz zwischen Schauspielern und Publikum aufgehoben, und was da im sandkastenähnlichen Geviert gespielt, vorgeführt, nacherlebbar gemacht wurde, war so lebendig, erfrischend, so absolut heutig, daß es einer Neuentdeckung gleichkam. Für vier der Mitwirkenden bedeutete diese Aufführung Abschied von der Berliner Schauspielschule. Sie gehen ins Engagement: Immanuel Seilkopf (König Thoas) nach Gera, Detlev Bierstedt (Orest) nach Potsdam, Werner Stempel (Pylades) nach Halle, und Ruth Reinecke (Iphigenie) wurde nach Schwerin verpflichtet.

Der Weg zur Schauspielkunst ist mit guten Vorsätzen, vor allem aber mit großen Hoffnungen gepflastert. Wer sich für den Schauspielerberuf entscheidet, sieht seine Zukunft weder in Döbeln noch in Bernburg, sondern auf einer der hauptstädtischen Bühnen, möglicherweise auch in Adlershofer Gefilden oder den Studios der DEFA. Jeder orientiert sich an Vorbildern, und die Biografen jener Vorbilder beweisen, daß es fast zum guten Ton gehört, wenigstens einmal bei der Aufnahmeprüfung an der Schauspielschule durchzufallen; daß die meisten der heute berühmten Schauspieler sich zunächst an Theatern in der Republik freigespielt haben; daß sich Begabungen immer durchsetzen. Und für begabt hält sich zunächst einmal

Lesen Sie bitte auf Seite 46 weiter

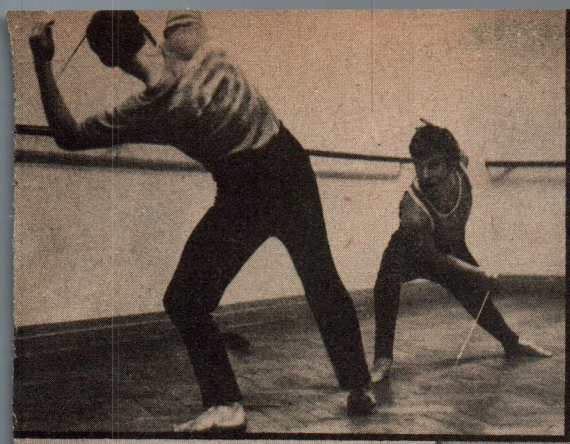
„Iphigenie" in einer Aufführung des 3. Studienjahres mit Ruth Reinicke in der Titelrolle (1)

Fechten und Körperbeherrschung gehören zu den Grundlagen des Schauspielerberufes (2 und 3)

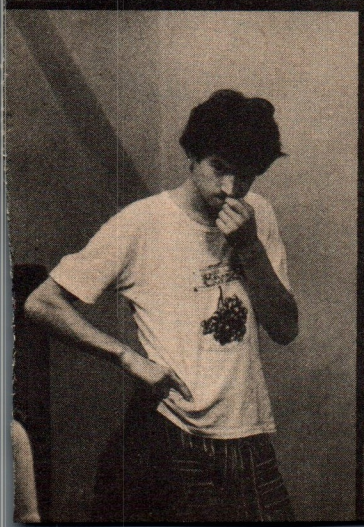
Hildegard Buchwald, seit Gründung der Schule dabei, gibt Bewegungsunterricht (4)

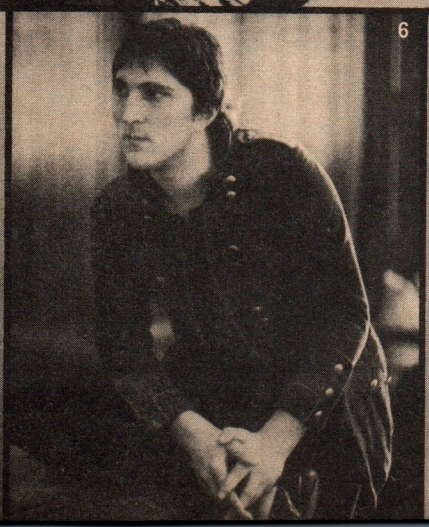
Schauspieler von morgen: Christoph Heckel, Veit Stubner und Peter Mario Grau (von links nach rechts, 5 bis 7)

Fotos: Helga Paris

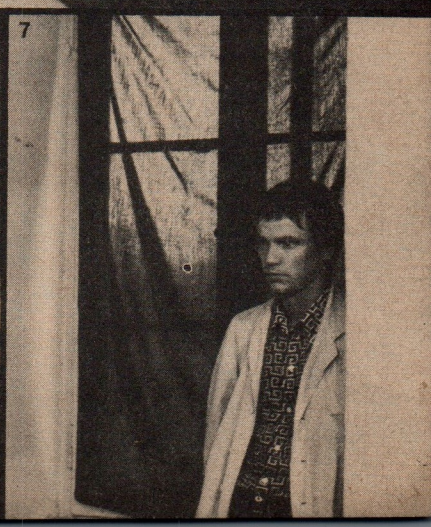


3





6 7



Roman Kaminski, Absolvent der Staatlichen Schauspielschule Berlin, 1975, als Ferdinand in Shakespeares „Sturm" am Deutschen Theater. Seine Partnerin ist Simone von Zglinicki

jeder, der sich für ein Schauspielstudium bewirbt, sonst würde er es gar nicht erst versuchen.

„Ich habe bei der Aufnahmeprüfung den Kosinsky gesprochen", erinnert sich Wilfried Pucher vom Fernsehensemble, „und gedacht, du bist gar nicht so schlecht. Das Ganze lief auf Band — hinterher lachste dich kaputt. Wolfgang Heinz sagte, ach, spielen Sie doch einfach etwas aus Ihrem Beruf, da habe ich gezeigt, wie ich mit meinem Pferd umgehe, ich kam aus der Landwirtschaft, und es hat geklappt. Ich wurde angenommen, das war 1962. Die Auslese verlief ganz unbürokratisch. Unsere Stimmbildnerin hat mir dann klargemacht, daß ein so großer Kerl, wie ich es bin, nicht im Falsett sprechen darf."

Einer, der sich noch genau an seine Zeit an der Berliner Schauspielschule erinnert, ist Roman Kaminski, der 1975, nach Abschluß seines Studiums, ans Deutsche Theater engagiert wurde, nachdem er bereits vorher dort als Student in Shakespeares „Sturm" den Ferdinand spielen durfte. Er berichtet: „Ich habe an der Schauspielschule viele Dinge gelernt, die man braucht. Neben dem Etüdenseminar und den Szenenstudien, die ich bei Heinz Hellmich hatte, waren auch die Fächer Bewegung, Akrobatik, Pantomime und Fechten wichtig, da ja jeder Schauspieler seinen Körper beherrschen lernen muß. Das Gute an dieser Schule: Von uns wurde Selbständigkeit gefordert, und Professor Penka ging mit ungeheurer Sensibilität und mit großem Einfühlungsvermögen auf uns ein, verstand es, uns zu fordern, denn zunächst hat jeder Angst, sich zu öffnen. Die Schauspielschule gibt Anleitungen, entläßt aber keine fertigen Schauspieler. Das hängt von den Regisseuren ab und wie es jeder versteht, seine eigene Position zu festigen."

Roman Kaminski gehörte auch zu jenen Studenten, die in der Koproduktion des Deutschen Theaters mit der Staatlichen Schauspielschule Pablo Nerudas „Glanz und Tod des Joaquin Murieta" mitspielten, einer Inszenierung, die international anerkannt und zum Festival „Theater der Nationen" 1975 nach Warschau eingeladen wurde: „Die Arbeit mit den Regisseuren Klaus Erforth und Alexander Stillmark", erzählt er, „verlangte von uns Phantasie, das Anwenden neuer theatralischer Mittel. Wir bekamen zum ersten Mal das Gefühl für Ensemblearbeit, verstärkt durch die Anonymität der Masken, und für starke Partnerbeziehungen."

Die Schule, die nun schon so viele hervorragende Schauspieler ausgebildet hat, wurde vor 25 Jahren im Bootshaus von Schöneweide ins Leben gerufen, zwei Institute vereinigend: die Schauspielschule des Deutschen Theaters (1905 von Max Reinhardt gegründet) und das Nachwuchsstudio der DEFA. Nachfolger von Prof. Wolfgang Heinz (1959—62) als Direktor dieser Schule wurde Prof. Rudi Penka (1962—1975), vor einem Jahr hat Hans-Peter Minetti die Leitung übernommen. Die Ausbildungsmethoden und ihre praktische Anwendung sind beispielgebend, nicht nur für unsere Republik. Fachleute aus aller Welt möchten sich die Erfahrungen dieser Schule zunutze machen. „Zur Ausbildung", sagt Prof. Penka, „gehört das Training von Fähigkeiten (Beobachtung, Konzentration, Herstellung der Partnerbeziehung, Vorstellungskraft). Jeder muß seine eigenen Ausdrucksmöglichkeiten entdecken und lernen, sie später einzusetzen. Er muß erkennen, mit welchen Mitteln er innere Vorgänge nach außen transparent machen kann."

Ist Schauspieler heute noch ein Traumberuf? Junge Leute beurteilen 1976 ihre Möglichkeiten realistischer. Früher gab es jährlich etwa 800 Bewerber, heute sind es 250 bis 300. Die Auswahl ist streng, und jedem wird klargemacht, daß der Sprung auf die Bretter, die die Welt bedeuten, neben Talent viel Mühe, Arbeit und Fleiß erfordert. Wer dennoch darauf besteht, wird von dieser vielgerühmten Staatlichen Schauspielschule Berlin ebenso viel Anregung, Hilfe und schöpferische Impulse erhalten wie seine inzwischen anerkannten Vorgänger.

Jutta Schwarz

Das gelobte Land
Es regnet über Santiago
Szenen einer Ehe
Nelken in Aspik
Um Himmels willen

film tips

„Es regnet über Santiago", eine französisch-bulgarische Koproduktion über den Putsch in Chile. Auf unserem Foto von links nach rechts: Laurent Terzieff, Riccardo Cucciolla, Annie Girardot und Bibi Andersson

„Nicht unbedingt ein Kunstwerk der Literatur", urteilte die polnische Zeitschrift „Polityka" über ein Werk des 1924 mit dem Nobelpreis dekorierten Polen Wladislaw Reymont: „Ziemia obiecana". Die Monatsschrift „Polnische Perspektiven" sprach — wie mir scheint, abfällig — von der „konvulsiven Prosa des Romans". Ganz unverblümt schließlich nannte „Kultura" die Sache beim Namen: „die etwas extravagante Idee der Verfilmung eines verstaubten Romans".

Diese Idee realisierte ein Regisseur, der auf seinem Gebiet viel weniger umstritten ist als der immerhin realistische Autor Reymont: Andrzej Wajda. Das Ergebnis war so überraschend und eindrucksvoll, daß auch die Zweifler überzeugt wurden. „Das gelobte Land" gehört sicherlich zum Besten, was die polnische Kinematographie hervorgebracht hat. Der beinahe dreistündige Film gibt seinem Publikum kaum Gelegenheit, über Länge oder gar Überlänge nachzusinnen. Geschildert wird die Industrialisierung in Łodz ausgangs des vorigen Jahrhunderts. Łodz ist im Bild, das überaus Häßliche, Graue, Bedrückende, noch heute gezeichnet von der Zeit, da dort das Gold „auf der Straße lag". Doch zu sehen ist mehr: die Geburt des Kapitalismus an jedwedem Ort, die Geburt aber auch seines künftigen „Totengräbers", des Proletariats.

Was mich an dem bezwingend inszenierten und glänzend gespielten Werk so fasziniert, ist seine Haltung. Es ist — gerecht. Von der Unmittelbarkeit eines Augenzeugen, ist der Film zugleich souveräner, gelassener Richter. Den kaltblütig gewissenlosen Karol Borowiecki (Daniel Olbrychski) schildert er lebens- und ideensprühend, kühn, attraktiv, sympathisch, und des Polen Freundschaft zu Max, dem Deutschen, und dem Juden Moritz Welt ist groß und uneigennützig. Karols Aufstieg zum mächtigen Fabrikbesitzer aber ist sein Abstieg zum gierigen Wolf, der nicht Freundschaft noch Liebe mehr kennt, wo es um Geld geht. Hier wirken Gesetze. In der Geschichte, die der Film erzählt, gibt es keine organisierte Kraft unter den Arbeitern, keine Gruppe, die das „Manifest" liest. Doch Bildung und Wachsen der Arbeiterklasse sind ein Prozeß, dessen Zwangsläufigkeit zu erkennen ist, und zwangsläufig werden diese Menschen zu Gegnern von Karol Borowiecki und seinesgleichen. 1892 ergriff der erste Generalstreik die Textilmetropole Łodz.

Berühmte Namen weist das Schauspielerverzeichnis eines Films auf, der als französisch-bulgarische Koproduktion entstand: Riccardo Cucciolla, Annie Girardot, Bibi Andersson, Jean-Louis Trintignant ... Was sie und andere in „Es regnet über Santiago" spielen, ist Geschichte, Dokument, ist manchmal wortwörtlich authentisch. Es ist ein Bericht über den Putsch, der am 11. September 1973 die demokratisch gewählte Regierung Chiles stürzte, über seine Hintergründe und Hintermänner.

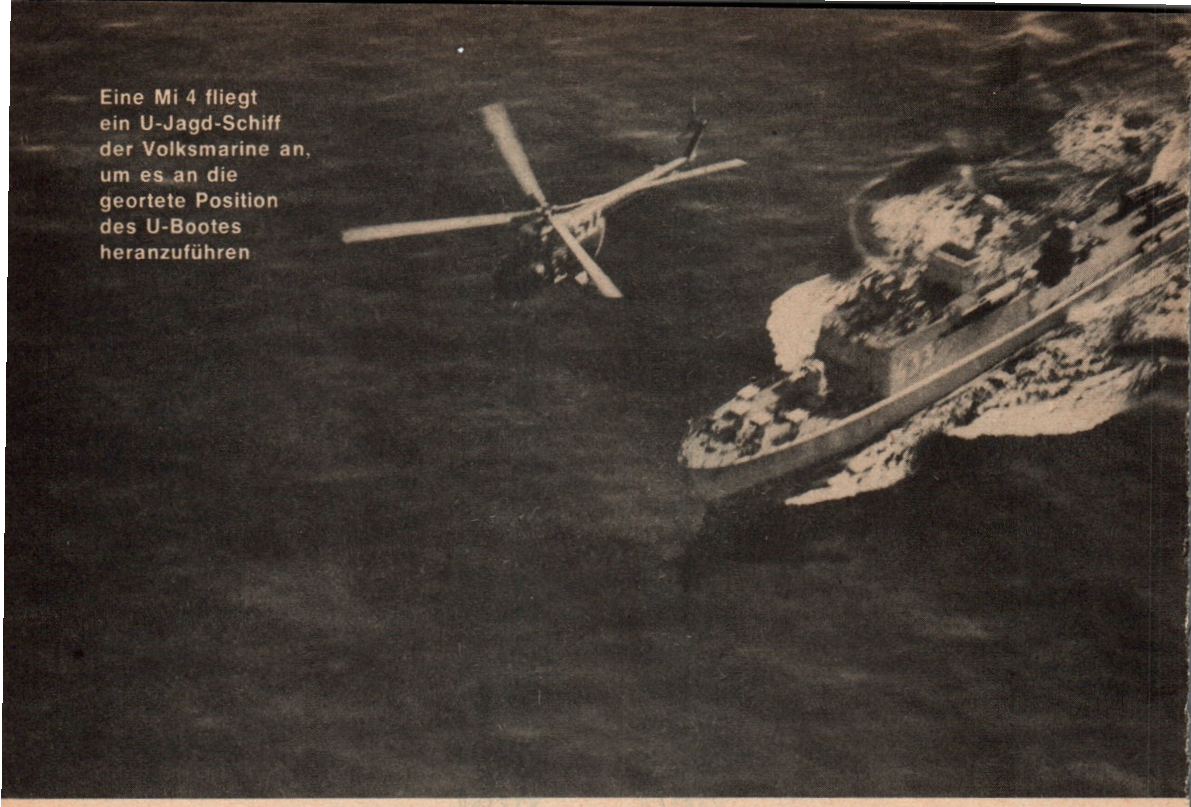
Der Regisseur, der Chilene Helvio Soto, hat einen dokumentarischen Stil gewählt, weil er eine breite Öffentlichkeit in vielen Ländern ansprechen will und in dieser Form ein geeignetes Mittel sah. Ein Freund von Olivarez, dem langjährigen Vertrauten Allendes, ist er davon überzeugt, daß der Präsident „kurz vor seinem Tode mit Sicherheit verstanden hat, daß es, will man die Macht bewahren, nicht ausreicht, eine liberale Politik zu machen". Ein früherer Film Helvio Sotos, ein künstlerisch-formal komplizierteres Werk, das bei uns vor kurzem auf dem Bildschirm zu sehen war, hieß „Mit Stimmzettel und Gewehr".

Die Reihe der sowjetischen Spielfilme, die historische Vorgänge nachzeichnen, setzt „Wahl des Zieles" fort. Sein Thema ist die Entwicklung der Atomwaffe.

Ein Film des Schweden Ingmar Bergman „Szenen einer Ehe" geht von einer scheinbar konfliktlosen Bilderbuch-Situation aus — ein bürgerliches Idealpaar wird interviewt — und analysiert diese Ehe dann.

Neuer Vorstoß der DEFA in Sachen Lustspiel: „Nelken in Aspik", mit Günter Reisch als Regisseur und Armin Mueller-Stahl in der Hauptrolle. Weil Lustspiele rar sind, sei gleich noch eines genannt: „Um Himmels willen" (originelle Titel sind auch rar), von dem „Postraub"-Regisseur Peter Yates in den USA mit Barbra Streisand gedreht.

Bernhard Klaar



Eine Mi 4 fliegt ein U-Jagd-Schiff der Volksmarine an, um es an die geortete Position des U-Bootes heranzuführen

Die nicht typische Entwicklung

In Blaugrau die polnischen Seeflieger, in steingrauer Kombination die Volksmarine der NVA. Seekarten haben sie vor sich ausgebreitet. Navigationsbestecke liegen bereit. Flugvorbereitung zur gemeinsamen Erfüllung einer U-Jagd-Aufgabe. Die Kommando- und Verkehrssprache ist Russisch, jetzt allerdings mit unverkennbar halleschem Akzent. Nicht ein einziges Mal kommt Korvettenkapitän Weibezahl während seines Vortrages in Bedrängnis, nicht eine Vokabel fehlt ihm. Doch den singenden Tonfall des ehemaligen Saalestädters kann er nicht leugnen.

Der Kapitän legt seine Idee zu der flugtaktischen Übung dar. Ich kann ihre Brauchbarkeit nicht einschätzen, bin kein Flieger. Die Flieger an den Tischen akzeptieren sie. Natürlich gibt es Fragen. Beim Freundschaftsbier, am Abend zuvor, redete es sich schnell über gemeinsames Handeln; es wäre einfach, zu zweit, gerade so wie man sich sympathisch ist, in den Hubschrauber zu klettern und loszufliegen. Die Aufgabe ist komplizierter. Ein sowjetisches U-Boot wird mitwirken, als „Gegner" handeln. Das für den Seeraum verantwortliche Flottenkommando muß nun die U-Boot-Abwehr organisieren. Es wird U-Jagdschiffe in Marsch setzen. Da Hubschrauber schneller sind als Schiffe, sollen sie mit der Suche beginnen. Mittels abgeworfener hydroakustischer Bojen werden sie das U-Boot orten. Entdecken sie es, führen sie die

Studienkameraden an der Militärakademie, Freunde und Kampfgefährten: Die Korvettenkapitäne Andrzej Kolankiewicz und Lutz Weibezahl

Korvettenkapitän
Lutz Weibezahl
in der Mi 8

des Kapitäns Weibezahl

U-Jagd-Schiffe an die Position des U-Bootes heran, damit es von diesen bekämpft werden kann.
Im Prinzip ist dies schnell gesagt, in der Praxis doch voller Probleme.
Die Suche kann Stunden dauern.
Auch Hubschrauber haben beschränkte Einsatzzeiten. Die Maschinen müssen sich ablösen. Stabil müssen die Funkverbindungen zwischen ihnen sein. An eventuelle Wetterverschlechterung muß gedacht werden. Nein, Gefechtswert steigern ist nicht, wenn zwei das gleiche tun, gewissermaßen nebeneinanderherfliegen. Die speziellen Handlungen des einen müssen die des anderen ergänzen und erweitern. Welche Arbeitshöhe? In welcher Reihenfolge sollen die Daten im Funkspruch gegeben werden? Wer löst wen ab?
Kapitän Weibezahl antwortet oder berät sich mit dem polnischen Kettenkommandeur. Es ist ein schöpferisches Gespräch. Ich gestehe, mich beeindruckt nicht nur das nahtlose Zusammenspiel der Seeflieger der beiden verbündeten Flotten. Ein wenig ist es auch das sichere Auftreten von Kapitän Weibezahl. Auch mir geht's wie vielen, recht holprig kommt die Fremdsprache über die Zunge. Ist Lutz Weibezahl eine der Ausnahmen? Darauf angesprochen, antwortet er: „Nun ja, meine Entwicklung ist wohl nicht typisch!" Ob er recht hat, darüber soll am Ende des nun folgenden Reports befunden werden.

Vom Schlosser zum Offizier

Von der Güte der Erzeugnisse des VEB Waggonbau Ammendorf kann sich alle Welt überzeugen. Die Reisezugwagen rollen nicht nur auf den Schienen unserer Republik. Dort, in diesem Zentrum der Arbeiterklasse, lernte Lutz Weibezahl Blechschlosser.
Meister Kamm schenkte den Lehrlingen nichts. Er brachte ihnen nicht nur bei, wie man Bleche verschweißt und richtet, sondern auch wie man eine Zeitung liest. Auf Ordnung und Sicherheit hielt er. Ein Teil der Lehrlinge, auch Lutz, wurde durch sein Zutun Helfer der Volkspolizei. Auch fuhr Meister Kamm nicht Auto, sondern Fahrrad, und das am liebsten mit seinen Lehrlingen. Lutz hatte Freude an den gemeinsamen Radtouren; doch stärker zog es ihn auf die Wogen der Saale, zum Seesportstützpunkt der GST.
Nach der Lehrzeit tauschte Lutz — vorübergehend, wie er meinte — die Schlosserkombi gegen die fesche Uniform eines Matrosen der Volksmarine. Er wurde Signalgast, später Rudergänger an Bord eines Hafenreedebootes. Gute Arbeiter können in einer sozialistischen Armee auch gute Offiziere werden. Nicht von ungefähr wurde Lutz mit dieser Wahrheit konfrontiert. Er besprach's mit den Eltern und hörte auf die Mutter: „Mit 18 Jahren solltest du dich erst einmal umschauen, du kennst doch die

Marine nicht!" Er schaute. Und nach einem Jahr bewarb er sich um Aufnahme an der Offiziersschule.
Der Offiziersschüler Weibezahl hatte nun in sechs Monaten den Abschluß der 10. Klasse zu erreichen. Der erfahrene Seemann, mit immerhin zwei Jahren Flotten- und Bordpraxis, wurde zum Gruppenführer ernannt und zum FDJ-Sekretär seines Offiziersschülerlehrganges gewählt. Die zusätzliche Arbeitsbelastung hinderte ihn nicht, das Studium als einer der Besten abzuschließen, so daß er sofort zum zweiten Offiziersdienstgrad ernannt werden konnte. Auf der Offiziersschule wurde er Mitglied der SED.
Die Einsatzbereitschaft, die Disziplin und vor allem die Leistungen des Oberleutnants Lutz Weibezahl veranlaßten seine Lehrer, den jungen Seemann — er hatte seine Abschlußprüfung auf einem U-Jagd-Schiff abgelegt — für die Umschulung zum Hubschrauberführer vorzuschlagen. Die Mediziner hatten keine Einwände. Da es notwendig war, lernte Genosse Weibezahl fliegen. Ein Jahr flog er als zweiter Hubschrauberführer, ein weiteres als erster.
1969 wurden Seeflieger der Hubschrauberstaffel zum Studium an der sowjetischen Militärakademie vorbereitet. Die Kandidaten waren ältere Flieger als Lutz, erfahrenere, Vorgesetzte von ihm. Da fiel einer von ihnen aus.
Die Chance für Oberleutnant Weibezahl: „Ich hatte mich nun einmal für den Offiziersberuf entschieden. Also wollte ich alles tun, um mir mehr militärisches Wissen anzueignen. Das war ich wohl nicht nur mir selbst schuldig!" Nach erfolgreich nachgeholtem Abitur studierte Oberleutnant Weibezahl. Sein Diplom erwarb er mit einer glatten russischen 5 (Sehr gut).

Verlobung mit Hindernissen

Das Mädchen Christa bekam 1964, sechzehnjährig, folgenden Antrag: „Wenn du alt genug bist zum Heiraten, heirate ich dich!" Es sagte dies der Seeoffiziersschüler Lutz Weibezahl. Heute noch behauptet Frau Christa, es sei Liebe gewesen und keinesfalls die Seemannsuniform. Sie habe überhaupt nicht daran gedacht, daß sie einen Soldaten heiratet. Darüber habe sie erst später nachgedacht, viel später. Auch nicht am 19. September 1965, dem Tage der vorgesehenen Verlobung. Da hielt sie ein Telegramm in Händen: „Urlaub verschoben, komme nächsten Sonntag!" Nein, zum Überlegen kam sie nicht, eine Welt brach für sie zusammen. Ob er es sich überlegt hatte? Er hatte nicht. Genau eine Woche später war Verlobung.
Monate danach reiste sie das erstemal allein quer durch die Republik. Sie erlebte einen großen Tag. Ihr Lutz wurde Offizier. Das feierliche Zeremoniell, die Parade der jungen Offiziere, die festlich gestimmten Angehörigen, die Würde der Stunde und die vielen Stunden, die sie danach für sich allein hatten — das war Glück.

Aber die Trennung auf dem Bahnhof — nach jedem Urlaub, nach jedem Zusammensein, das war immer das Schlimmste. Nie hätte Christa je eine Klage zu Lutz über die Lippen bekommen. Lieber handelte sie. Als wieder mal sein Urlaub verschoben wurde, setzte sie sich in den Zug, fuhr nach Norden und umarmte Lutz an der Wache seiner Dienststelle mit den Worten: „Zimmer habe ich schon!"
1968 bekamen Weibezahls eine Wohnung am Standort, ein Jahr später Oberleutnant Weibezahl eben jenen Marschbefehl zum Vorbereitungskurs für die Militärakademie. Dazu mußte er ans andere Ende der Republik. Wieder begann das Reisen, wieder war Christa allein. Sie achtet den Beruf ihres Mannes. Freut sich mit ihm, wenn er Erfolg hat. Sie war einfach dafür, daß er zur Akademie ging, wenn sie auch heimlich zum Kalender griff, als er es sagte. Schließlich stand sie auch im Beruf, war Verkäuferin im Kaufhaus.
Dann fuhren Christa und Sohn Thomas nach Moskau. Im Gästeheim der Akademie war ein Zimmer frei. Die Stadt war aufregend und schön. Aber wenn man niemandem sagen kann, was mit einem los ist? Christa machte sich Vorwürfe: Warum hatte sie in den zehn Jahren Schule so wenig — oder fast gar nicht — Russisch gelernt? Über Lutz wurde sie mit der Frau seines bulgarischen Studienkameraden bekannt. Die beiden Frauen wurden Freundinnen. Frau Tinka sprach fließend russisch — Christa lernte bei ihr.
Sie ging ins Theater, saß in den schönen Restaurants der Stadt. Ja, sie stellte sogar Studien in ihrem Berufszweig an. Erkundigte sich über Inventurmethoden, Warenbereitstellung — sie erfuhr Dinge, die ihr bei der späteren Qualifizierung zur Verkaufsstellenleiterin nützlich waren.
Die Verkäuferin Christa Weibezahl wurde 1971, während ihres Aufenthaltes in Moskau, Mitglied der SED. Warum? Sie ist die Frau des Kommunisten Weibezahl. Sie hat immer Verständnis aufgebracht für den oft nicht leichten Dienst ihres Mannes. Nun wollte sie zur großen Kampfgemeinschaft der Kommunisten gehören. Kommentar des Ehemannes Lutz dazu: „Ich habe Christa vom ersten Augenblick an nie nebenher leben lassen!"

Ein Führungskollektiv rauft sich zusammen

Lutz Weibezahl wollte an keinem Schreibtisch kleben bleiben. Er wollte zurück in die Staffel. Aber man setzt keinen Akademiker nur auf den Hubschraubersitz. Man erwartet mehr von so einem. Kapitän Weibezahl wurde Stellvertreter des Staffelkommandeurs für fliegerische Ausbildung, Vorgesetzter seiner ehemaligen Vorgesetzten. Von den drei Spezialisten, mit denen er nun zusammenarbeiten mußte, hatte er fliegen gelernt, bei ihnen hatte er als Praktikant Erfahrungen gesammelt. Das könnte Anlaß sein für menschliche Probleme, ja Konflikte. Doch dazu war glücklicherweise keine Zeit.

Die Staffel erhielt einen zweiten Typ, zur Mi 4 die Mi 8. Da das leitende fliegerische Personal alle Typen der Staffel fliegen muß, schult also auch Lutz auf der Mi 8. Die nun zwei Typen verlangten eine andere, eine effektivere fliegerische Ausbildung. Eben dafür war Genosse Weibezahl verantwortlich. Aber solch eine Staffel fliegt eben erst, wenn auch ihre anderen Bereiche funktionieren: der Fliegeringenieurdienst, die fliegertechnische Versorgung und die allgemein militärische Ausbildung. Auch die politische Schulung gewinnt in solchen Situationen eine erhöhte Bedeutung. Erfahrungen gab es nicht. Seine Staffel war die einzige ihrer Art.

„Da waren eine Vielzahl von Bestimmungen allein über den Flugbetrieb einzuhalten, Vorschriften und spezielle Weisungen für die einzelnen Typen zu beachten. Dazu waren die Ausbildungszyklen für die einzelnen Flieger so zu erarbeiten, daß weitere Qualifizierung und Lizenzerhalt sich progressiv ergänzten. Das alles stürmte auf ihn ein, und er hat sich nicht gescheut", so Fregattenkapitän Giebler, „uns immer wieder zu fragen: ‚Wie habt ihr das vor mir gemacht!'"

Gemeinsam mit seinen Spezialisten knackte er die Nuß. Eigentlich waren nur alte, die so zählebigen Gewohnheiten zu überwinden. Kapitän Weibezahls Prinzip, das der Kommandeur bestätigte, räumte zuerst jedem Spezialbereich ein ihm entsprechendes zeitliches Limit ein. Innerhalb dieser Grenzen wurde eine konkrete und effektive Planung verlangt. „Das Schwierige war ja nicht die Idee", so Genosse Weibezahl, „die war nicht neu. Durchsetzen mußten wir sie. Da haben wir uns nicht schlechthin zusammengerauft, sondern einen gemeinsamen Standpunkt erarbeitet!"

Im Frühjahr 1976 mußte sich die Staffel in einer überraschend angesetzten Inspektion bewähren. An den guten Ergebnissen hatten sie alle ihren Anteil: Die Flieger, die Techniker, die Genossen der anderen fliegertechnischen Dienste und die Führung der Staffel.

Bei Lutz und Andrzej kann nichts schiefgehen

Dem Tag der Flugvorbereitung folgt der Einsatz zur Erfüllung der U-Jagd-Aufgabe. Über Funk erfahren wir, das sowjetische U-Boot ist im Übungsraum getaucht. Die U-Jagd-Schiffe der Volksmarine sind unterwegs. Die Hubschrauber der polnischen Seekriegsflotte und der Volksmarine starten in den befohlenen Abständen. Ich fliege mit dem Staffelkommandeur, Fregattenkapitän Finke. Nach uns werden polnische Genossen starten. Wir werfen die hydroakustischen Bojen. Unser Steuermann hört sie ab. Da, eine hat die Fahrtgeräusche des U-Bootes aufgefaßt. Der Steuermann beginnt zu orten, errechnet den Kurs des Bootes. Da sind auch schon die polnischen Genossen heran. Unsere Einsatzzeit geht zu Ende. Nach der vom Steuermann errechneten Position des U-Bootes werfen sie ihre Bojen. Wir sind abgelöst, fliegen zurück. Bevor wir landen, ist ein zweites Paar der Staffel Finke gestartet. Es wird die polnischen Genossen ablösen. Über Funk war ihr Verkehr mit dem Flugleiter zu hören. Einen dieser Hubschrauber führt Kapitän Weibezahl.

Nach unserer Landung treffe ich an der Flugleitung Korvettenkapitän Kolankiewiecz, den Stellvertreter für fliegerische Ausbildung der polnischen Staffel. Ich weiß, Andrzej und Lutz sind Freunde. Sind sie zusammen, teilen sie sich die Arbeit. Auf dem polnischen Flugplatz kümmert sich Andrzej um die organisatorischen Dinge, und Lutz bereitet mit den Piloten die Übung theoretisch vor. Auf dem Platz der Staffel Finke ist es dann umgekehrt. Beide Staffeln arbeiten schon Jahre zusammen.

„Dabei kann nichts schiefgehen", meint Kapitän Kolankiewiecz, „Lutz hat die gleiche Schulbank bei unseren sowjetischen Freunden gedrückt wie ich. Wir haben also militärisch und fliegerisch die gleichen Ansichten. Meine Flieger lernen von ihm genau so wie von mir. Lutz ist korrekt und kann was in unserem Fach!" Ich glaube, Genosse Weibezahl hätte ähnlich über seinen Freund gesprochen.

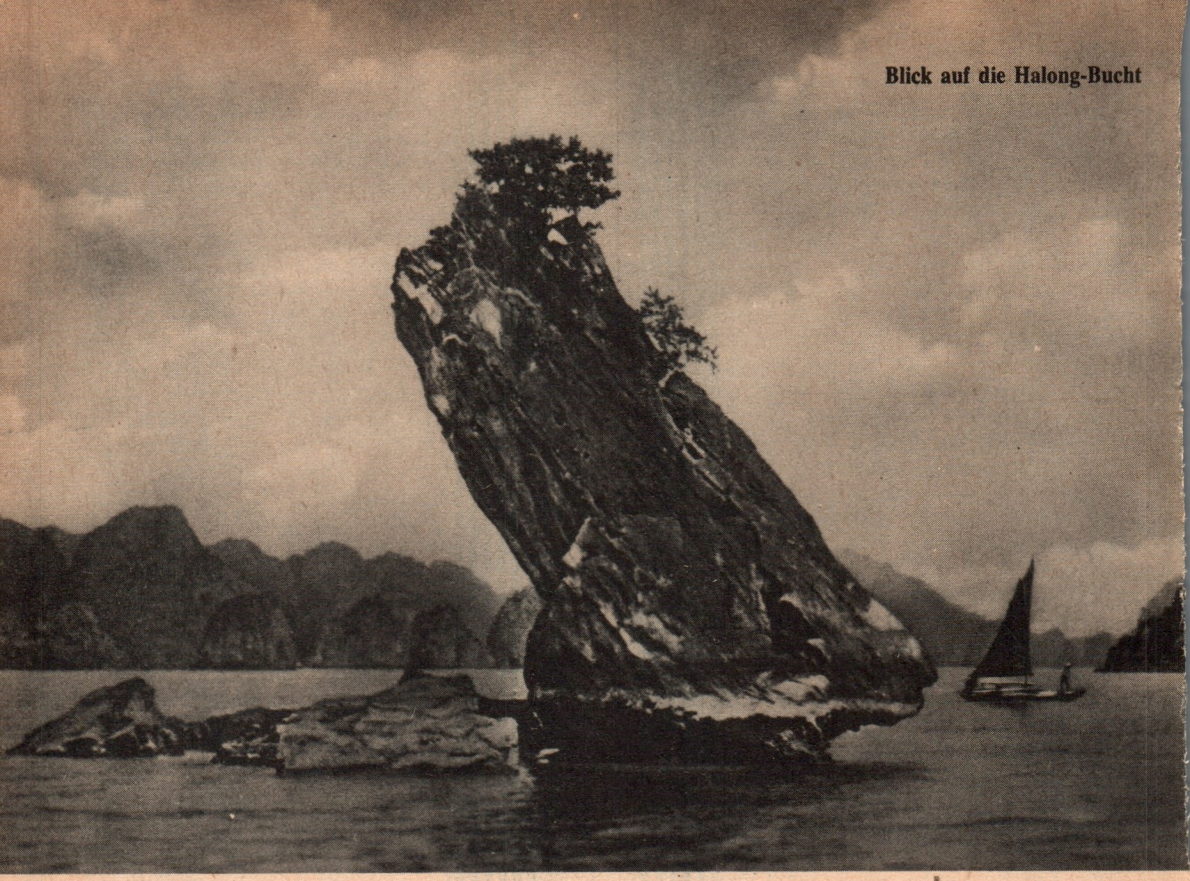
Aber, um zur eingangs zitierten Behauptung Lutz' zurückzukehren: Was ist denn nun eigentlich nicht typisch an der Entwicklung des Kapitäns Weibezahl? Daß er Oberschulreife nachholte? Sich erst zwei Jahre im Leben umsah, ehe er Offizier wurde? Nicht nur eine liebende, sondern auch eine mitkämpfende Frau heiratete? Schon in jungen Jahren in der Lage ist, militärische Führungsarbeit zu leisten? Ich glaube, es ist gerade typisch für unsere sozialistische Gesellschaft, wenn ein Arbeiter militärakademische Bildung erreicht und Erfolg hat, weil er sich bewußt auf seinem verantwortungsvollen Posten für den Erfolg seiner Gesellschaft einsetzt.

Die polnischen Seeflieger und die der Volksmarine beenden die Übung erfolgreich. Das U-Boot wird geortet, über weite Distanz verfolgt, die Schiffe werden in eine günstige Position zum „Gegner" gebracht.

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Wie bisher, wird die Partei auch künftig alles unternehmen, um die Dienst- und Lebensbedingungen der Armeeangehörigen planmäßig so zu gestalten, daß sie die Einsatzbereitschaft und Aktivität, das initiativvolle, disziplinierte Streben nach hohen militärischen Leistungen anspornen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei die Soldaten, Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere, die unmittelbare Kampfaufgaben im Diensthabenden System und zum Schutz der Staatsgrenze erfüllen und die harten Anforderungen der Gefechtsausbildung meistern.

Erich Honecker, Generalsekretär des ZK der SED, im Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees an den IX. Parteitag



Blick auf die Halong-Bucht

In SOLIDARITÄTS-MISSION

Erinnerung an einen Aufenthalt in der Sozialistischen Republik Vietnam

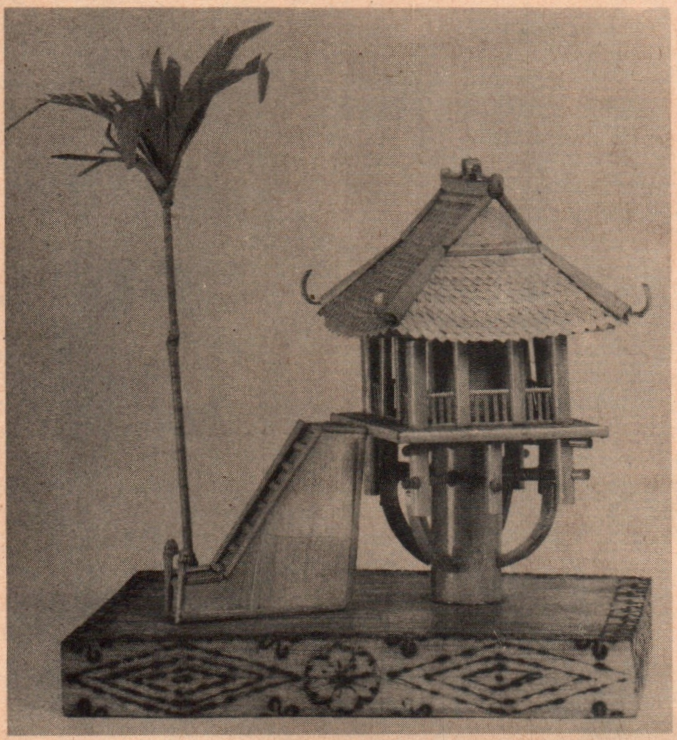
Als der Jeep vor dem internationalen Hotel „Thong Nhat" in Hanoi vorfährt, steht uns ein letztes Geschenk unserer vietnamesischen Freunde zur Erinnerung an die gemeinsame Arbeit ins Haus: Wir haben die Wahl zwischen einer Fahrt in den Norden, nach Tam Dao — das ist ein Höhenluftkurort 1 000 Meter über NN und ein Stück europäisches Klima in der Tropenzone Südostasiens — und der Halong-Bucht am Golf von Tonking...

Vorausgegangen sind Tage und Wochen intensiver Arbeit — es geht um den Aufbau neuer Industrieobjekte im nunmehr friedlichen, wiedervereinigten Vietnam. „Das ganze Land", sagte Le Duan, Erster Sekretär des ZK der Partei der Werktätigen Vietnams, „geht jetzt von der kleinen Warenproduktion unter Umgehung der kapitalistischen Entwicklungsetappe zur sozialistischen Großproduktion über." Und wir — die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, die Regierung unserer Republik und die Werktätigen unseres Landes — wir sagen: Die Solidarität geht weiter! Wie die sozialistischen Länder — allen voran die Sowjetunion — das vietnamesische Volk im Widerstandskampf gegen die USA-Agression unterstützt haben, so leisten wir jetzt brüderliche Hilfe, da es gilt, die Kriegswunden zu heilen und den Sozialismus aufzubauen.

Eingeleitet wurde der Wieder-

Der Widerstandskampf gegen die USA-Aggression ist nicht nur in umfangreichen Zerstörungen des Landes gegenwärtig. Die Zerschlagung des Aggressors hat auch das Selbstbewußtsein des vietnamesischen Volkes gestärkt, wofür diese Briefmarkenkollektion beredter Ausdruck ist

Aus Bambus und Reisstroh nachgebildet: die Einbaumpagode, eines der schönsten historischen Bauwerke Vietnams

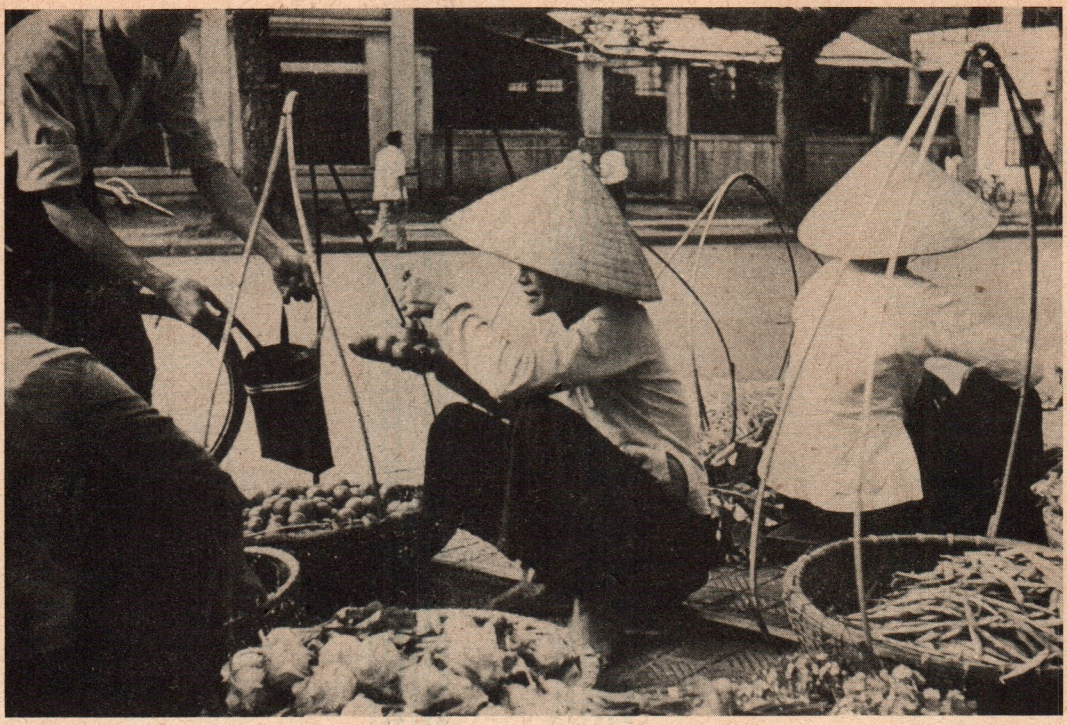


aufbau noch während des Krieges. Die Beratungen, an denen Delegationen aus vielen Ländern teilnahmen — natürlich auch aus der DDR — wurden in Hanoi und an vorgesehenen Bauplätzen nicht selten durch Fliegeralarm unterbrochen.

Inzwischen hat zum Beispiel der Wiederaufbau der Stadt Vinh, den unsere Republik übernommen hat — der Baustab ist seit mehr als zwei Jahren vor Ort —, bedeutende Fortschritte gemacht.

Das gleiche kann man von dem Objekt sagen, an dem unsere Delegation — vom Außenhandelsunternehmen Unitechna und dem VEB Textimaprojekt Karl-Marx-Stadt — mitgearbeitet hat: ein Textilkombinat in Nam Dinh, 80 Kilometer südlich von Hanoi. Das ist kein Neubau. Das Kombinat wurde 1968 und 1972 durch Bombenangriffe stark beschädigt. Die gemeinsamen Anstrengungen waren während des Krieges darauf gerichtet, die Produktion unter den gegebenen Umständen aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig wurden der Bau und die Inbetriebnahme neuer Anlagen vorbereitet. Nun ist in gemeinsamer Arbeit eine neue Baumwollspinnerei mit einer jährlichen Produktionskapazität von 1 200 Tonnen Baumwollgarn und 600 Tonnen Nähgarn errichtet worden. Im April 1976 hatten die ersten Werkteile Probelauf, für August dieses Jahres war die Inbetriebnahme der gesamten Anlage vorgesehen. Ein großes Verdienst an der raschen Fertigstellung kommt unter anderem der Jugendbrigade „Ernst-Thälmann" von der VVB Textima zu.

Die Dankbarkeit der vietnamesischen Freunde für die Solidarität der DDR bekamen wir in vielfältiger Weise zu spüren. Da ist eine zierliche Nachbildung der berühmten Einbaum-Pagode aus Bambus und Reis-



Markt in Haiphong

stroh, die einen würdigen Platz auf meinem Schreibtisch einnehmen wird. Da sind zwei Ringe und zwei Kämme aus glitzerndem Metall — nicht aus Gold und nicht aus Silber, für mich dennoch von einmaligem Wert: Sie sind aus dem Leichtmetall des 2 800. USA-Flugzeuges angefertigt, das die treffsichere vietnamesische Abwehr vom Himmel des Landes herunterholte. Dem Thema des Krieges und speziell der Luftabwehr sind auch die Briefmarken gewidmet, von denen uns unsere Gastgeber eine ganze Kollektion überreichten.

... Und nun steht der Jeep vor der Hoteltür. Wir entscheiden uns für die Halong-Bucht. Unser Weg führt über den Roten Fluß, vorbei an vielen Dörfern und Feldern, auf denen fleißig gearbeitet wird. Hier ziehen Wasserbüffel den Pflug durch das überflutete Reisfeld, dort werden Reis und Kohl gepflanzt. Und direkt an der Straße stechen Männer und Frauen aus dem festen Lehmboden Ziegel, die ohne weitere Verarbeitung in den Brennofen wandern. Emsiges Treiben empfängt uns in Haiphong, der Stadt, die so schwer unter den Bombenangriffen gelitten hat. Es ist relativ leicht, davon zu lesen, aber es ist bedrückend, wenn man selbst vor den Zerstörungen steht, die der Krieg hinterlassen hat.

Bewegt erwidern wir die Grüße, die alt und jung uns zurufen. Sicherlich wird unsere Mission schnell erraten, denn unser Wagen trägt das Zeichen des Ministeriums. Als wir mit der Fähre über den Fluß setzen, staunen wir über die vielen Frauen, die am anderen Ufer auf die Überfahrt warten — bepackt mit Obst, Gemüse und Flechtwaren für den Markt.

Nach kurzer Fahrt biegt der Jeep von der Straße ab; wir nähern uns einem Tal. Aber als uns Bäume und Buschwerk den Blick freigeben, erweist sich das Tal als die sonnenüberflutete Halong-Bucht. Langsam fahren wir am Ufer entlang und sind ergriffen von der Schönheit der Landschaft. Aus dem blauen Wasser ragen Felsen von bizarrer Gestalt empor; sie muten wie die Dekoration zu einem poesievollen Märchenspiel an. Wieviel Sagen und Erzählungen mögen sich um die unzähligen kleinen Felseninseln und die Höhlen darin weben!

Ein abenteuerliches Wasserfahrzeug — seine Segel ähneln einem Fächer — führt uns vorbei an der kleinen Industriestadt Hongai und an einigen jener eigenartigen Felsgestalten.

Auf der Rückfahrt nach Hanoi gab ich einem meiner Kollegen recht, der meinte: „Dieser Ausflug ist wohl mehr als nur ein Erinnerungsgeschenk."

Ing. Klaus Blaschke

Die „Telefonziitig"

Ende des vorigen Jahrhunderts riefen die Zürcher Arbeiter ihre Tageszeitung ins Leben, das „Volksrecht". Sie gründeten eine Genossenschaft, die eine Druckerei aufbaute und betrieb; so war man von kapitalistischen Unternehmern unabhängig.

Zum 75. Jahrestag seiner Gründung erschien das sozialdemokratische Blatt noch mit einer schönen Jubiläumsnummer. Kurz danach aber befand die Leitung der Genossenschaft, das Unternehmen sei unrentabel geworden, das „Volksrecht" müsse sein Erscheinen einstellen.

Die jungen Linken protestierten, wollten sich nicht dreinfinden. Ein Verein „Leserkampf" ward gebildet. Die Leser kämpften wirklich um ihre Zeitung, versuchten alles, sie zu retten — vergeblich. Die kühlen Rechner in der Leitung brachten, im Bunde mit Leuten, denen die ganze (relativ fortschrittliche) Richtung nicht paßte, nach langem Hin und Her die Zürcher Arbeiter um ihre einzige Tageszeitung.

Blieben die Wochenzeitung der Partei der Arbeit „Vorwärts" und der unabhängige, seit nahezu 30 Jahren wöchentlich erscheinende sozialistische „Zeitdienst".

Was sollte mit der täglichen Information werden? Woher das Geld für Papier, Druck und Redaktion einer neuen Tageszeitung nehmen?

Der rettende Gedanke kam von einigen jungen Leuten im „Leserkampf": Warum eigentlich kann man per Telefon nur amtliche Nachrichten, Auskünfte über das Wetter, über Theater- und Kinoprogramme und Seelsorge erhalten? Warum könnte man nicht alles, was die Arbeiter (oder wenigstens einen Teil von ihnen) interessiert, kurz zusammengefaßt und treffend kommentiert, durchs Telefon bekanntgeben?

Die Post staunte ob des originellen Ansinnens, hatte aber nichts dawider — warum sollte sie auch, sie verdient ja daran. Die „Telefonziitig" war geboren. Seit mehr als einem Jahr kann nun jeder in Zürich die Nummer 39 11 12 wählen und sich über Arbeiterangelegenheiten informieren: Streiks, Fabrikbesetzungen gegen Entlassungen, Solidaritätskundgebungen, Neuigkeiten aus dem Leben der Gewerkschaften und der Arbeiterparteien und so weiter — Dinge, die die bürgerliche Tagespresse gar nicht oder nur am Rande erwähnt.

Die „Telefonziitig" hat eingeschlagen. Sie hat inzwischen bereits fünf Linien, über die jeden Tag mehr als 500 Anrufe kommen. Schon gibt es auch in St. Gallen eine Telefonzeitung, weitere Orte sind auf dem Weg, dem Beispiel zu folgen. Die Organisatoren rechnen mit der Notwendigkeit, in absehbarer Zeit durch Koordinierung die Dienstleistung für die „Hörer der Zeitung" zu steigern. Der „Leserkampf" hat in seinem Halbjahresbericht die Hörer aufgerufen, an der Verbesserung von Qualität und Umfang der Informationen mitzuwirken.

Kürzlich veranstaltete die „Telefonziitig" ihr erstes Fest. 1 300 Besucher aus der gesamten Zürcher Linken kamen. Jungsozialisten und die Genossen der Partei der Arbeit, größere und kleinere SP- und andere linke Gruppen hatten Ausstellungswände gestaltet, Büchertische und Kioske mit ihren Publikationen eingerichtet. Die Frauenbefreiungsbewegung spielte ihr Stück gegen den Abtreibungsparagraphen (der in der Schweiz auch noch gilt). Der italienische Arbeitersänger Franco Trincale trat auf. Dokumentarfilme wurden vorgeführt — in allen Räumen des Zürcher Volkshauses gab es etwas zu sehen und zu hören.

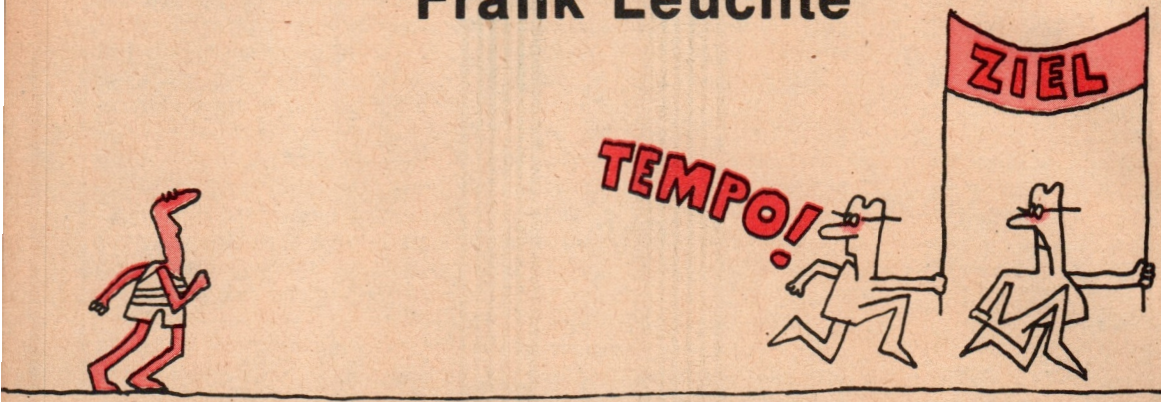
Die Rufnummer 39 11 12 wurde durch dieses Fest noch bekannter. Klebezettel mit dieser Nummer, Plakate und Hinweise findet man in der ganzen Stadt. Die Arbeiter helfen dem neuen Medium auch mit Geldspenden.

Theo Pinkus, Zürich

„Und wenn es tausendmal so klingt, Emma, meine Sekretärin sitzt *nicht* auf meinem Schoß!"

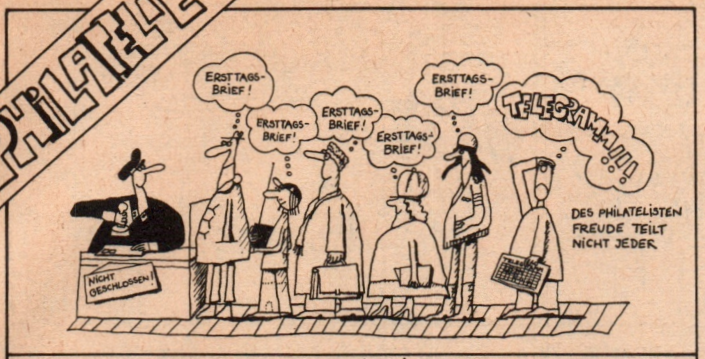
Die schwere Kunst, originell zu sein

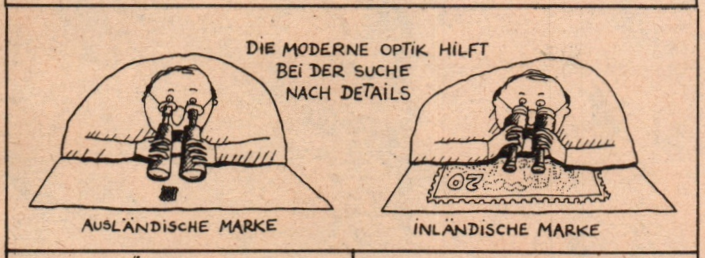
Frank Leuchte

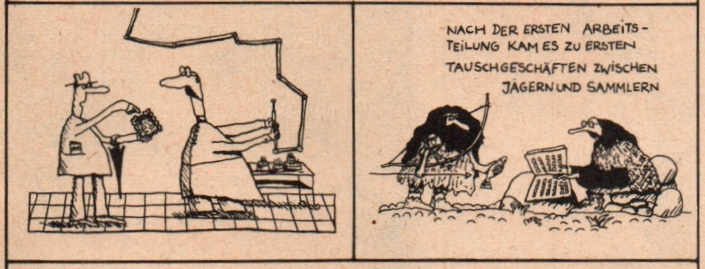


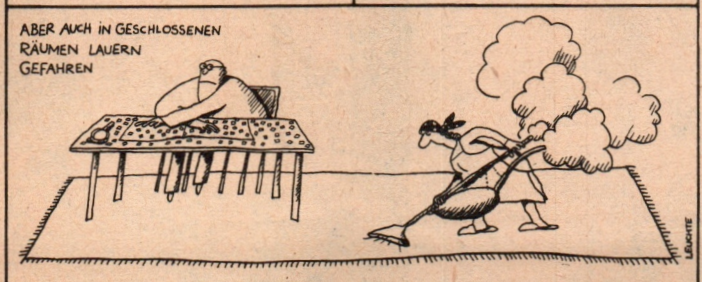
Seit Anfang unseres Jahrhunderts, seit den Tagen des „Simplizissimus", ähneln sich die politischen Karikaturen außerordentlich, zumindest, was das Äußere anbelangt. Nicht viel anders ist es in den letzten 40 Jahren den wortlosen Bildwitzen ergangen. Auch in den so beliebten Cartoons ist eine erstaunliche Verwandtschaft festzustellen. Und vor hundert Jahren hat Wilhelm Busch, ein ebenso begabter Poet wie grandioser Zeichner, die gereimte Bildergeschichte (jedenfalls für die Karikatur) erfunden, die auch heute noch nicht nur die Kinder entzückt.

Als ich Max und Moritz gelesen hatte, wußte ich zwar schon, was ich werden wollte und sehr bald auch wurde. Doch meine Schulkameraden wollten Lokomotivführer werden oder Feuerwehrmann. Heute ist das anders. Diplomingenieur ist das Mindeste, was man sich als Beruf wünscht. Ist man das erst mal, hat man dann oft andere Sehnsüchte, siehe Frank Leuchte (geb. 1942 in Graupa bei Dresden). Dann wollte er Redakteur werden, Grafiker oder sogar Karikaturist. Und das ist er auch geworden, wenn auch auf unübliche Art und Weise. Er schuf eine neue Form der Wort-Bildsatire. Nicht gereimt, obwohl ihm das zuzutrauen wäre, nicht virtuos ge-







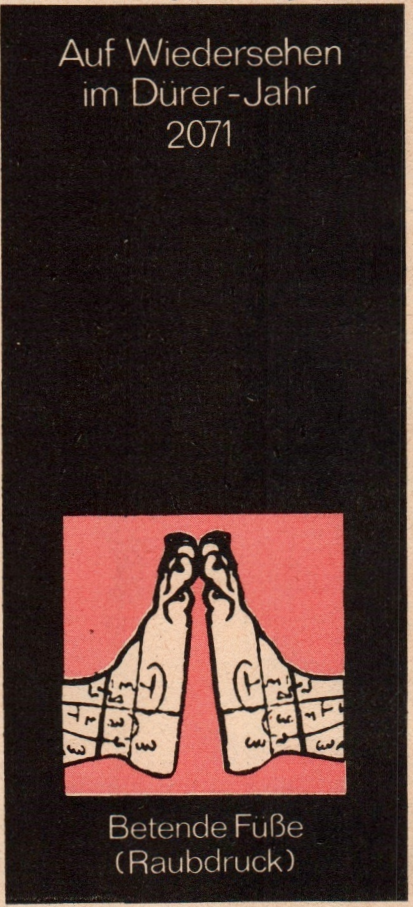


zeichnet, aber während es mich sonst immer ärgert, wenn ich ungraziöse, oft sogar vulgäre Stricheleien sehe, hier macht es mir Vergnügen, ganz egal, wie rund die Augen und wie lang die Nasen sind. Denn darauf kommt es bei Leuchte nicht an. Was hier Spaß macht, ist der mit Charme vorgetragene, immer wieder neue Einfall und die humorvolle Satire auf vieles, was uns zur schlechten Gewohnheit geworden ist. Ob er das „nahezu ideale Sonntagsfernsehprogramm" auf die Schippe nimmt oder das „Tier von nebenan", das er uns menschlich näher bringt, mit der Schwalbe Jacqueline, die noch keinen Sommer macht, der Eule Dora, die „Nach Feiermorgen" schwer als Rauchverzehrer arbeitet, oder die Mücken, die zu Elefanten hochgezüchtet werden, so daß Professor Dathe seine Freude daran haben muß. Als ich ihm und seinen gezeichneten Einfällen das erstemal im „Magazin" begegnete, wußte ich sofort, das ist der kommende Knüllerredakteur — und das wurde er auch. Nach ein paar Jahren häuften sich seine Erfolge, nicht nur in dieser Zeitschrift. Er wurde gefragt. Die NBI interessierte sich für seine amüsanten Gesellschaftsspiele, der Progreß-Filmverleih und die „Distel" bestellten Plakate und Programmhefte, und auch in der Buchillustration hat sich der Wunderknabe mit Erfolg versucht. Sein eigentliches Metier, dort, wo er sozusagen ein satirischer Einzelgänger ist, bleiben seine ironischen Bildgeschichten. „Das getanzte Wort" zum Beispiel, wo er Antwort auf die immer wieder gestellte Frage gibt: „Was will uns der Künstler eigentlich damit sagen?" Oder wenn er in einer Neujahrskarte „Auf Wiedersehen im Dürer-Jahr 2071" die betenden Füße darstellt oder sich mit der Musik beschäftigt und die kalten Hände Bachs zur Ursache für das wohltemperierte Klavier macht, oder wenn er ein Selbststudienmaterial für den Tugendfreund entwirft, dann ist er in seinem Element. Er bringt uns mitunter sogar erzieherischen Spaß ins Haus.

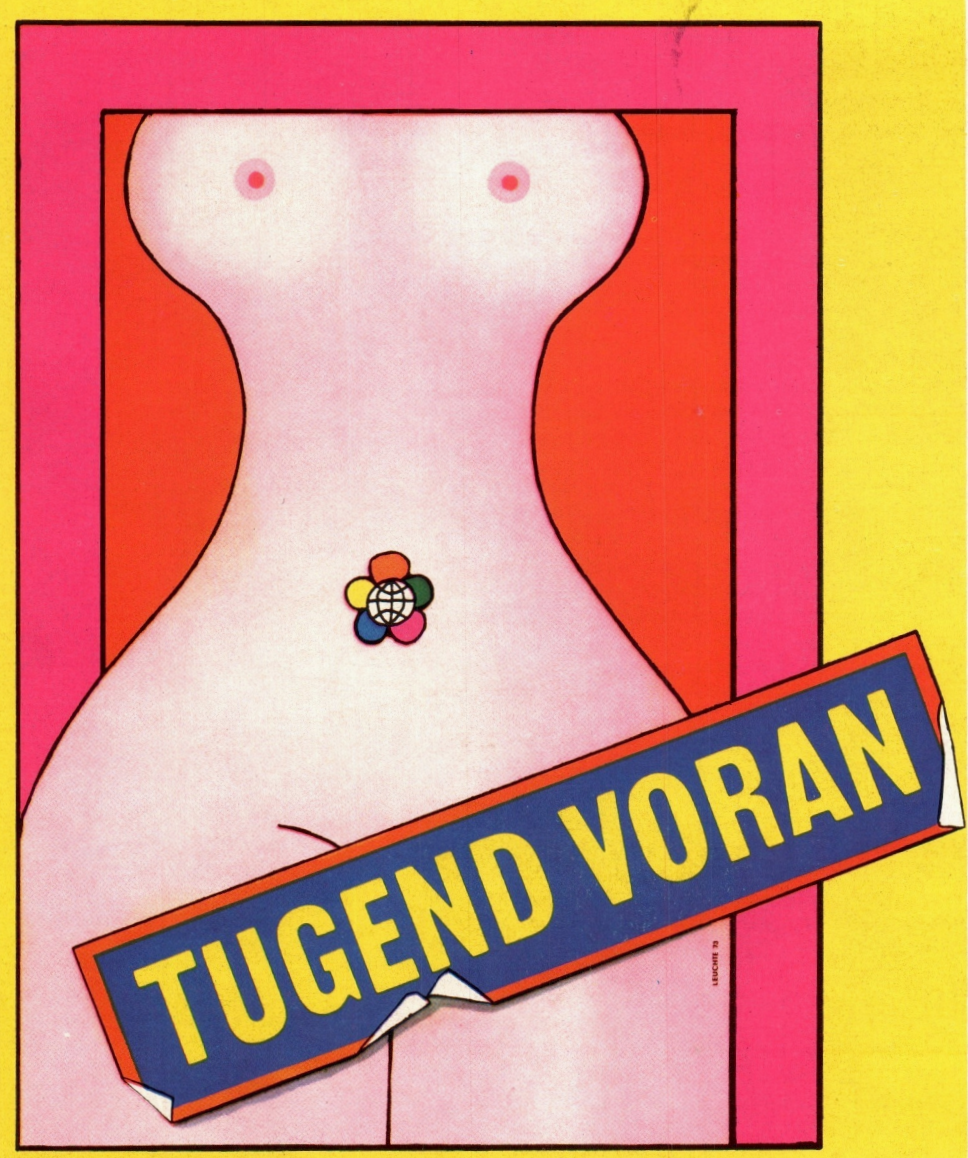
Frank Leuchte

„Was ist tugendhaft?" Aus dem Programmheft zum Distel-Programm „Tugend voran"

Jedes Jahr ist auch ein Cranach-Jahr
(zum 500. Geburtstag von Lukas Cranach)



Neujahrskarte



Das Berliner Kabarett
am Bahnhof
Friedrichstraße

Distel

Plakat zum Distel-Programm „Tugend voran“

Vom Oberhemd zum Überhemd

Aktuelles zur Männermode

Wissen Sie, was ein „klassisches Oberhemd" ist? Möglicherweise ein Hemd ohne Krawatte, wie es der Klassiker Schiller trug, der Erfinder des Schiller-Kragens. In einer Fach-Information können wir lesen: „Neben den klassischen Oberhemden kommen neue Formen zum Angebot: Überhemden, gerade und ganz bequem geschnitten..." Hemd und Überhemd — Nietzsche hätte seine Freude daran gehabt. „Die Maschenmode beweist auch in dieser Saison, daß ihre Bedeutung für die Legerbekleidung überaus wichtig ist. Und so wurden für das ‚Exquisit'-Angebot Grundformen aufgenommen, die einmal Komplettierung darstellen, zum anderen sich als selbständiges Bekleidungsstück vor allem als Strickjacke präsentieren." Kann man also eine der aufgenommenen Grundformen, sofern sie nicht Komplettierung darstellen, auch selbständig vor allem als Strickjacke (ohne Hose?) tragen? „Nur den Meistern des Stils gelingt es, dunkel zu sein", fand Oscar Wilde, dem wir auch die Formulierung verdanken: „Auf eine einzige Art läßt sich gut machen, daß man bisweilen etwas zu viel Gewicht auf Kleidung legt: man muß stets das allergrößte Gewicht auf Kultur legen." Dem Anspruch kommt der Charakter der modischen Herrenhosen entgegen, „die von der Hüfte ohne Schlag gerade abfallen" (falls man keinen Gürtel benutzt, denn wer läßt namentlich in Gesellschaft gern seine Hosen abfallen) und die keinen Umschlag haben, was sehr begrüßenswert ist, weil man in diesen verdammten Umschlägen zumeist nicht die von O. Wilde geforderte Kultur herumschleppt, sondern allenfalls Zigarettenasche, Sand oder irgendwelche Krümel. Die Jacken zeichnen sich durch breite Revers aus, oder, wie mein Schneider Plätteisen-Paule sagen würde, „unheimlich ville Fassong", was besonders für die Träger größerer Orden günstig sein dürfte. Über die Hüte wird gesagt, sie sähen jenen der Mafia-Gangster ähnlich: dunkel, breitkrempig und unheimlich. Nun kennen wir Mafia-Gangster und ihre Hüte erfreulicherweise nur aus den einschlägigen Spielfilmen; aber ich will nichts unversucht lassen, mich in den Besitz eines solchen Hutes zu bringen, damit ich, wenn schon nicht wie ein Mafioso, so doch wenigstens ein bißchen unheimlich aussehe und endlich meinem Nachbarn Werner Klemke etwas imponieren kann. Klemke, der stets sehr schöne Hüte trägt, hat mich im Verlauf des letzten Winters immer wegen meiner Pelzmütze (echt Nutria! Ein Geschenk von Leonore!) veräppelt: „Kommste grade wieder aus Wladiwostok zurück? Oder warste in Murmansk?" Nun hoffe ich, mit dem noch zu besorgenden Mafia-Helm den Klemke dermaßen zu schockieren, daß er nicht mehr höhnisch vom Balkon herunter-sieht, sondern mir unverzüglich seine Brieftasche vor die Füße wirft.

Lothar Kusche

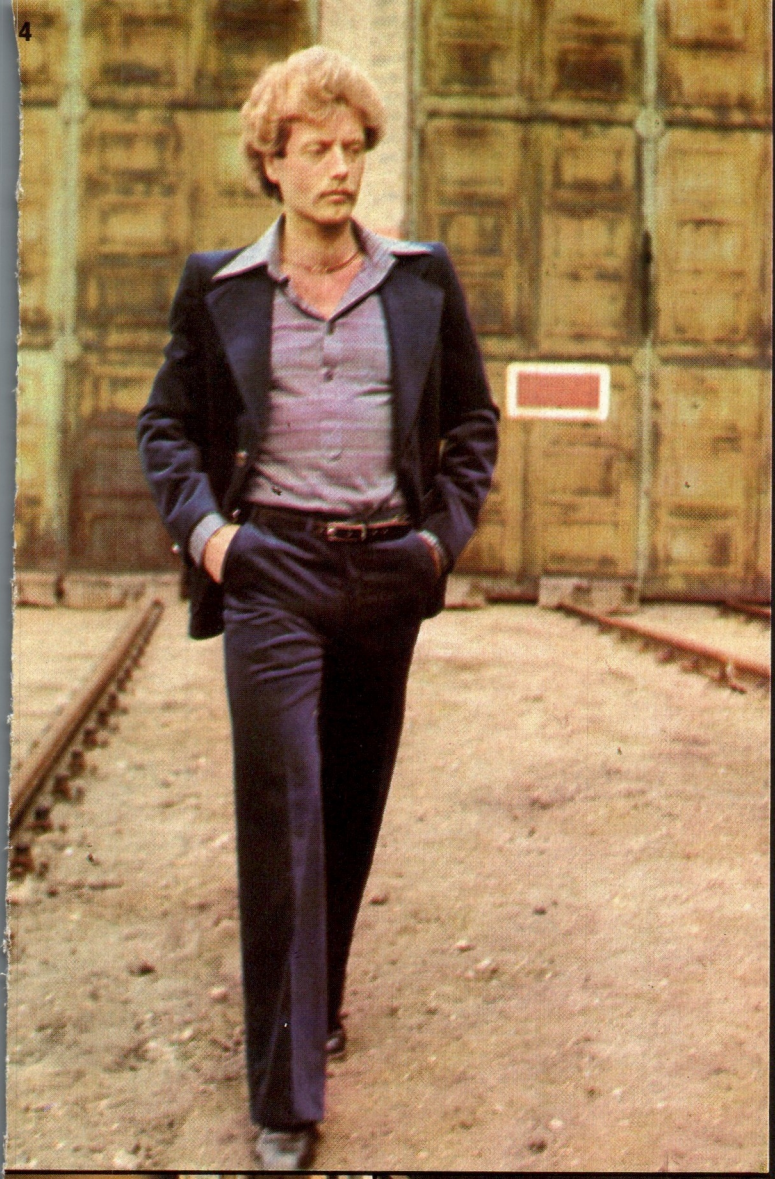
Lange schmale Mänt
ein- oder zweireihig
geknöpft, tragen mod
bewußte Männer mit

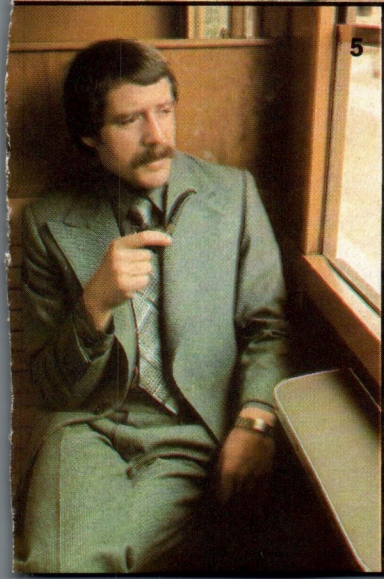
Trenchcoats aus leichtem,
imprägniertem Gewebe

1

2

3





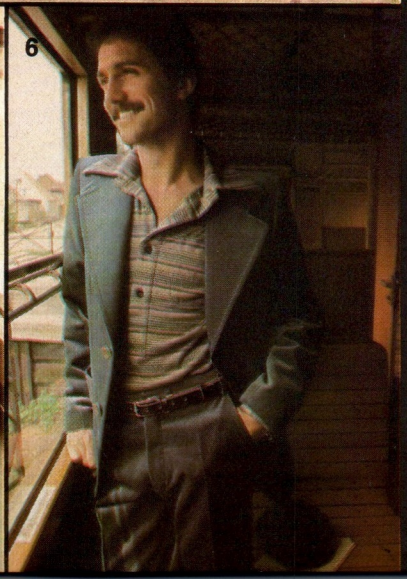


Bild 1:
Sportliche Kamelhaarjacken mit Bindegürtel im Raglanschnitt

Bilder 2/3:
Tagesanzüge in modernen Beige-tönen. Dazu trägt man Pullover oder Hemden farblich abgestimmt. Aufgesetzte Taschen und Falten in der Rückenpartie bestimmen die Gestaltung dieser sport-lichen Anzüge

Bild 4
Mit hellem Hemd und feinge-musterter Krawatte kann dieser Samtanzug auch zu festlichen Anlässen getragen werden

Bild 5
Korrekter Tagesanzug in klassischem Stil

Bild 6
Zu dem blauen Samtanzug aus leicht glänzendem Material trägt man ein gemustertes Hemd mit weichem Kragen

Bild oben:
Legere Pullover und Jacken für Freizeit und Sport. Gestrickte Strümpfe und Schals gehören dazu und unterstreichen den saloppen Stil

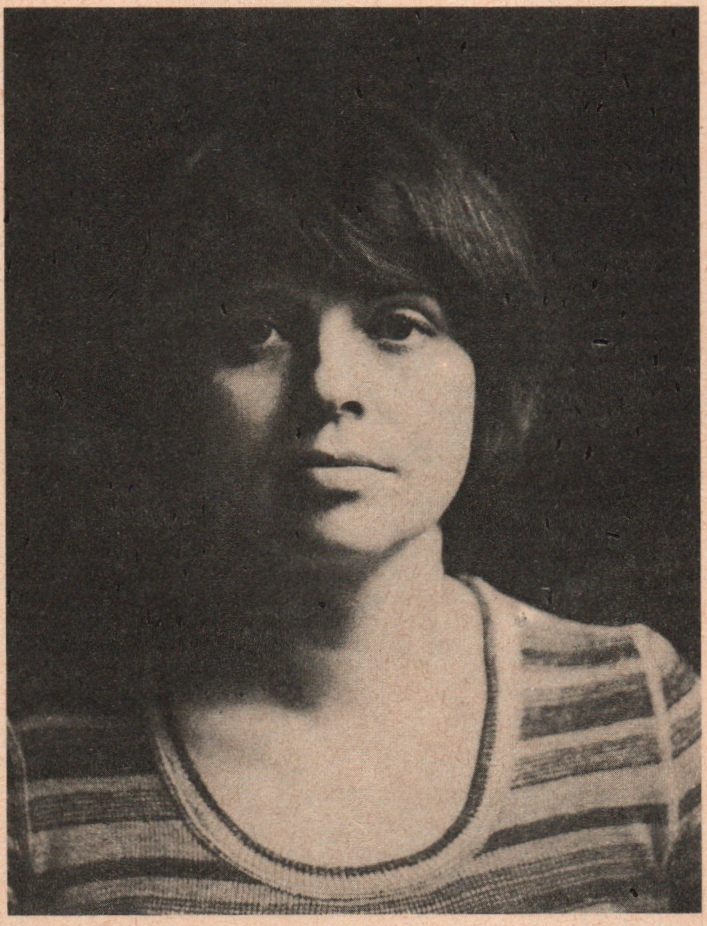
Bild unten:
Korrekte Tagesanzüge aus Flanell mit feinen Nadelstreifen

Modelle: VHB Exquisit, Berlin, unter Mitarbeit der Volkseigenen Betriebe
Modische Herrenanzüge Berlin
Maßatelier Berlin
Modellkonfektion Sebnitz
Herrenmode Jessen
Lichtensteiner Herrenkonfektion
Kombinat Bekleidungswerke Herdas, Greiz
Herrenmode Pausa
Freizeithemden Auerbach
Wirkerei Lichtenstein
Herrenstrickwaren Bärenwalde

Fotos: Roger Melis

Walfriede Schmitt

Notate zur Person



1.
Auf den ersten Blick erscheint sie freundlich, von offener Art, nicht humorlos und ziemlich uneitel. Ein zweiter Blick zeitigt vorerst keine neuen Attribute. Ersparen wir uns einstweilen den dritten und schauen seitwärts.

2.
Freunde nennen sie hilfsbereit, hilfreich, direkt, engagiert. Bescheinigt wird ihr auch eine ansteckende Gastfreundlichkeit. Gerühmt wird der verdammt schwarze Kaffee, gelegentlich auch der volkseigengebrannte Doppelkorn, bevorzugt aber der „reine Wein", den man sich gegenseitig einschenken kann. Letzteres sorgt für klare Köpfe, nicht nur am nächsten Morgen. Das hat Vorteile, auch Konsequenzen. Für sie selbst wie auch für andere. Im Klartext gesprochen: Vieles, was sie angeht, soll auch andere angehen. Ihr Anspruch ist nicht kleinlich, ihr Hobby ist die Wirklichkeit. Naturgemäß somit auch die Widersprüche, vor allem die Möglichkeiten der Lösung. Eine Möglichkeit ist für Walfriede Schmitt das Theater, ihr Mittel ist ihr Beruf: Schauspielerin.

3.
Jahrgang 43, Berliner Herkunft, Abitur mit Auszeichnung. Der spätere Beruf hat vorerst noch Schonzeit, denn 1961 beginnt sie in Leipzig mit dem Sinologiestudium. 1963 dann bescheinigt ihr die Prüfungskommission der Berliner Schauspielschule ein gewisses „komisches Talent". Nach dreijähriger Ausbildung unternimmt sie am Landestheater Parchim ihre ersten mimischen Gehversuche. Spielt dort Klassisches, Halbklassisches, Zeitgenössisches. So zum Beispiel die Barnhelmsche Minna, die Luise der „Kabale und Liebe", die Eliza in Shaws „Pygmalion". Diese Rolle hat sie sich selbst aus dem Englischen übersetzt. Nach weiteren Rollen und zwei Jahren geht's querfeldein durchs Land. Theaterstationen: Halle, Meiningen. Ihren Berliner Einstand gibt sie 1972 am altehrwürdigen Deutschen Theater mit der Luise, die sie nun bereits zum dritten Male spielt. Im gleichen Jahr wechselt sie zur Volksbühne über. Dieses Unternehmen dauert zur Zeit noch an, und wer will, kann's begutachten: Cigolotti in „König Hirsch", Barbarina in „Das schöne grüne Vögelchen", Schmulka in „Die Bauern".
Von einer Handvoll Fernsehproduktionen nennt sie „Das Schilfrohr" nach einer Erzählung von Anna Seghers ihre bisher wichtigste Filmarbeit. ▶

Helga Paris fotografierte die Schauspielerin Walfriede Schmitt privat sowie in den Aufführungen „Hinze und Kunze" und „Die Stühle" aus dem Spektakel II der Berliner Volksbühne

4.
Theaterspielen bedeutet für Walfriede Schmitt nicht ästhetischer Schnörkel, nicht nostalgischer Balanceakt zwischen Schein und Sein. Theater ist für sie ein Gebrauchsgegenstand, nicht musisches Museum. Jene berühmten Bretter, sollen sie nicht wurmstichig werden, müssen Öffentlichkeit herstellen. Öffentlichkeit im Denken, im Handeln — mit dem Publikum, für das Publikum. Das bedarf nicht nur neuer Stücke, sondern auch neuer Kenntnis, sprich Erkenntnis. Als Rohstoff dient ihr dazu die Wirklichkeit, die Menschen mit ihren Widersprüchen, Hoffnungen, Möglichkeiten. Oder wie sie es nennt: „Wenn man zuviel in den Kulissen 'rumkriecht, wird man staubig."

5.
Bücher liebt sie nicht. Für sie sind sie lebensnotwendige Gebrauchsgegenstände. Nicht bibliophile Museumsstücke, sondern griffbereite Ideenvorratskammer. Man sieht es ihnen auch an: abgegriffene Umschläge, mit Filzstift angekreuzte Textstellen. In Volker Brauns Buch „Es genügt nicht die einfache Wahrheit" hat sie dick unterstrichen: „Das Leben wird derart Spiel, ein hartes, konzentriertes, das den ganzen Menschen fordert: ein Bild davon macht das Theater, aber ein Bild, das mitspielt, das Spiel bewußt macht, dieselben Kämpfe mitkämpft, die es zeigt."

6.
Kein Resümee oder der noch ausstehende dritte Blick: Wenn Walfriede Schmitt von zukünftiger Arbeit spricht, zwinkert sie nicht mit den Augen.

M. Jochen

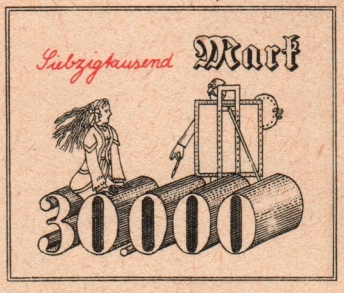
BERLIN— magazin

Gaststätte des Monats: Drushba

Standort: Wohngebiet Am Tierpark, 1136 Berlin, Dolgenseestraße 8
Telefon: 5 25 32 33
Fahrverbindungen: S-Bahn (drei Minuten vom Betriebsbahnhof Rummelsburg), Bus 43 und 53
Öffnungszeiten: täglich von 9 bis 24 Uhr (freitags und sonnabends eine Stunde länger)
Personal: Direktor Helmut Koslowski und 83 Mitarbeiter kümmern sich um jeden und alles
Typ: Wohngebietsgaststätte, eröffnet am 16. 12. 75, gehört zu den in Berlin entstehenden zwanzig Klubgaststätten. Drushba besteht aus a) einem Mehrzweckrestaurant (230 Plätze), wo montags und mittwochs Diskothek sowie freitags und sonnabends Tanz stattfindet, b) einem Speiserestaurant (130 Plätze) und c) einem Café (mit 80 Innen- und 100 Terrassenplätzen). Die Einrichtung ist modern und zweckmäßig
Speisen und Getränke: Preisstufe 3, alle zwei Tage Speisekartenwechsel, Hausmannskost, vitaminreich, reichhaltiges Getränkeangebot
Service: Über das Verkaufsbüro (Telefonnummer s. o.) können Karten-, Tisch- und Kalteplattenbestellungen (diese auch kurzfristig) abgewickelt werden, Familienfeiern, auch solche größerer Dimensionen, haben hier eine Chance
In der Nähe: Alles, was da kreucht und fleucht (einschließlich des Direktors Prof. Dr. Dathe) im Berliner Tierpark

Apropos Berlin

Liebermann fragt bei Else Lehmann an, ob er sie malen dürfe. Else Lehmann beredet sich mit ihrem Gemahl. Es wird erwogen: Was wird er verlangen, der Liebermann? 30 000 Mark vielleicht. Eine Menge Geld. Aber: Ein Bild von der Else Lehmann, das Liebermann gemalt hat, kann man für 70 000 Mark verkaufen. Bliebe 40 000 Mark Nutzen. Schön, Else Lehmann sagt zu. Wie das Bild fertig ist, sagt der Liebermann:



Von Ihnen, verehrte Else Lehmann, verlange ich keinen Pfennig. Das Bild soll als Zeichen meiner Verehrung gelten. Die Lehmann bedankt sich schön. Aber zu Haus bricht ein Unwetter gegen Liebermann los. — Dieser Mensch, dieser ... dieser Liebermann. Geschenkt hat er mir das Bild! Geschenkt! Kann man als anständiger Mensch etwa ein Bild, das man geschenkt bekommen hat, verkaufen! —

(Aus der satirischen Zeitung „Der Drache", 1919—1925)

Aus dem Berlin-Lexikon

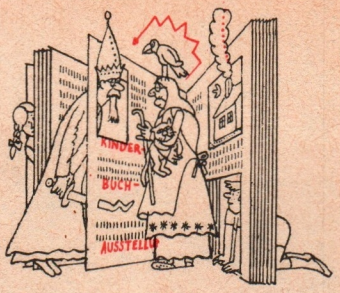
sind = sein, nicht identisch mit „sin" = sind; sind/sein wird beispielsweise in folgenden Redewendungen gebraucht: „Das kann nicht wahr sind!" oder „Sind oder Nichtsind, das ist hier die Frage" (noch berlinischer: „... das frächt sich hier").

So ein Theater!

Auch im September wird in Berliner Musentempeln noch auf Sparflamme gekocht. Daher Hinweise auf Theaterinitiativen zu den XX. Berliner Festtagen. Uraufführung der Oper „Meister Röckle" von Günther Deicke und Joachim Werzlau am 3. Oktober in der Deutschen Staatsoper. Regie: Erhard Fischer, musikalische Leitung: Ernst Stoy, Gesamtausstattung: Peter Sykora, in den Hauptrollen: Rudolf Asmus und Reiner Süß. Sogar vier Premieren zu den Festtagen annonciert das Deutsche Theater. Es handelt sich um die beiden handfesten Komödien „Der Standpunkt" und „Tüchtige Leute" von Wassili Schukschin (inszeniert von Wolfgang Heinz), das Revue-Stück „Zwei Krawatten" von Georg Kaiser (Musik Mischa Spolianski, Regisseur ist Friedo Solter, in der Hauptrolle Dieter Mann) und um das Schauspiel „Die Insel" des südafrikanischen Dramatikers Athol Fugard (Regie führen Klaus Erforth und Alexander Stillmark). An den Kammerspielen inszeniert Horst Schönemann „Tag für Tag" von Arnold Wesker. Anfang Oktober ehrt das DT seinen langjährigen Intendanten, Regisseur und Schauspieler Wolfgang Langhoff, der am 6. Oktober 75 Jahre alt geworden wäre, mit einer Feierstunde. Maxim Gorki Theater: Aurel Barangas Satire „Die öffentliche Meinung" (Regie Karl Gassauer) und „Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe" von Peter Hacks. Regie dieses Einpersonenstücks (mit Karin Gregorek) hat Wolfgang Krempel. Die Volksbühne bereitet die Neuaufführung des Lustspiels „Die deutschen Kleinstädter" von August von Kotzebue vor. Mit von der Partie in der Helmut-Straßburger-Inszenierung unter anderen: Ursula Karusseit, Ruth Glöß, Marion van de Kamp, Walfriede Schmitt, Michael Gwisdek, Bodo Krämer, Wilfried Ortmann, Winfried Wagner. Weiteres im nächsten Berlin-Magazin und an den Berliner Litfaßsäulen.

Ausstellungskatalog

Stellen wir an den Anfang dieser Information Grafik, Plastik und Malerei. Die Galerie im Turm nennt ihre Ausstellung (2. bis 26. 9.) „Erich Damerow — Plastik". Otto Pankoks künstlerische Hinterlassenschaft wird vom 28. 9. bis 4. 11. im Otto-Nagel-Haus gezeigt. Das Bulgarische Kulturzentrum stellt im September Grafik von Christo Neikow aus, während das Zentrale Haus der DSF Grafisches und Gemaltes von Nikolai Ponomarjow, dem Präsidenten des Künstlerverbandes der UdSSR, offeriert. Plastik Sabine Grzimeks wird (bis 3. 10.) in der Galerie am Prater vorgestellt, Rolf Händlers künstlerische Produktion soll (bis 23. 10.) in der kleinen galerie pankow und Nuria Quevedos Grafik (im September) in der Arkade Heimstatt haben. Außerdem Malerei-Ausstellungen im Haus der Tschechoslowakischen Kultur (ab 29. 9.) und (bis Ende September) im Haus der Ungarischen Kultur: Die Künstler sind J. Nemciek und Edita Spanervova sowie György Kohan. In der Deutschen Staatsbibliothek gibt es die Ausstellungen „Schätze der Kinder- und Jugendliteratur" (bis 18. 9.) und „Musikalische Kostbarkeiten aus mehreren Jahrhunderten" (bis Januar 77). „Womit spielten Kinder vor 2 000 Jahren?" heißt es bis Oktober 76 im Alten Museum. Fotoausstellung „Zwanzig Jahre Berliner Festtage des Theaters und der Musik" (bis 24. 11.) in der Möwe und weitere Fotos („Tjumen — Land über dem Erdöl") bis zum 17. 10. im Haus der DSF. Wichtig noch: Im Bezirksbüro des Verbandes Bildender Künstler stellt sich die Arbeitsgruppe Plakat kritischen Betrachtern, und in der Berliner Stadtbibliothek findet vom 15. 9. bis 4. 10. eine vom Progreß-Filmverleih veranstaltete Konfrontationsausstellung von Filmplakaten des Jahrgangs 1976 aus der VR Polen, der ČSSR, der Ungarischen VR und der DDR statt.

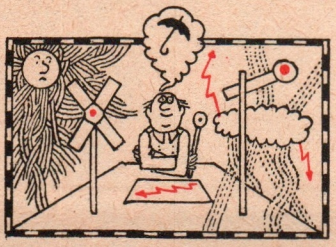


Illustrationen: Rudolf Peschel

Wußten Sie schon, daß

... der September in Schülerkreisen doppelt unbeliebt ist, weil es in diesem Monat weder Ferien noch Stundenausfall wegen Hundstagshitze gibt?

... die dringend erforderliche Überdachung der Bahnsteige des Fernbahnhofes Berlin-Schönefeld, bevor sie realisiert wird, erst noch einige Jahre gründlich überdacht werden soll?



... unter anderem auch deshalb mehr Berliner im September ins Theater gehen als im Juli oder im August, weil die Schauspielhäuser im Sommer geschlossen sind?

... ein von der bäuerlichen Bevölkerung als negativ empfundenes Niederschlagsdefizit von Boxern positiv eingeschätzt wird?

Der Mann, der sich gern beißen läßt

Jeden Sonnabendnachmittag mimt er den Scheintäter, an dem sich die Hunde — je nach Temperament — abreagieren können, sollen, dürfen. Manfred Schulze (32), verheiratet, zwei Kinder, gelernter Elektriker, zur Zeit Beifahrer für Baustoffe/Kohlen, hat sich den Doggen verschrieben. Das sind, rein optisch, die Könige unter den Hunden, bei deren Anblick man meist prophylaktisch in den Rinnstein tritt, wenn sie in Gelb, Blau, Schwarz, gestromt oder gefleckt heranschreiten. Sie sind selten in unserem Straßen- und Landschaftsbild. Man rühmt ihnen gern Stille, Sanftheit, Kinderliebe, Anhänglichkeit und andere positive Eigenschaften nach.

Manfred Schulze, Abrichtewart in der Grundorganisation (GO) Berlin-Nord (Buchholz), Spezialzuchtgemeinschaft „Deutsche Doggen/Dalmatiner", kennt alle Hundecharaktere: von ruhig bis wild, von bissig bis unwillig. Manchem kann er beim Ring- oder Reihenhetzen den Lappen minutenlang auffordernd vor dem Fang hin und her bewegen, bis endlich der erste Knurrer oder das „Schnapp" kommt. Andere sind kaum zu bremsen. Doch bis zur „langen Flucht", der 70 Meter langen, leinenlosen Verfolgung des Täters, ist mancher Besuch des Abrichteplatzes nötig. „Zur ‚langen Flucht'", so Abrichtewart Schulze, „werden nur saubere Hunde genommen!"

Das sind Tiere, die schon wissen, daß sie nur in den gepolsterten Ärmel zu beißen haben und sonst nirgendwo. Ist aber der Scheintäter nun dank seiner Polsterung immun gegen die hündischen Scherengebisse, oder wird er dennoch mitunter gebissen? „Und ob! Finger, Oberschenkel, Oberarm!" Herr Schulze lebt gefährlich!

Aber er kennt die Doggen aus dem Effeff, liebt sie, hat selbst daheim drei hinter Gittern, genießt „Zwingerschutz", das ist die personengebundene Berechtigung, züchten zu dürfen. Ohne Schleichwerbung zu betreiben, sei der Name seines Doggen-Etablissements genannt: „Von der Doppel-Birke". Seine Frau Gisela (28, Serviererin) bildet auch Hunde aus. Ihre Kinder können nur knapp über die Doggenrücken hinwegsehen: Uwe ist 10 Jahre, Manuela 7. Die Doggen sind noch jünger — von Amaly (7) über Charly (2) bis Antje ($1\frac{1}{2}$).

Wie wird man Abrichtewart? Angefangen hat es bei unserem Mann, der da allsonnabendlich

mal den linken, mal den rechten Arm hinhält („damit die Hunde sich nicht einseitig daran gewöhnen!"), als er sich mit 22 Jahren den ersten Vierbeiner anschaffte, einen Schäferhund-Rüden. Später entdeckte er dann sein Herz für die Doggen. Als seine GO einen Scheintäter brauchte, erklärte er sich dazu bereit, absolvierte einen dreimonatigen Abrichte-Lehrgang (einmal wöchentlich abends Theorie, an den Wochenenden praxisverbundene Arbeit), der alle zwei Jahre wiederholt werden muß. Seit drei Jahren bemüht er sich, die rund 35 Doggen und 11 Dalmatiner seiner GO am Sonnabendnachmittag in Bell- und Beißstimmung zu versetzen. Das gleiche versuchen in den anderen 26 Berliner Grundorganisationen die Abrichtewarte und ihre Helfer, um die Dienst- und Gebrauchshunde, von Schäferhunden über Doggen, Dalmatiner, Airedaleterrier, Riesenschnauzer, Rottweiler, Collies, Shelties, Bobtails und Dobermänner bis hin zu den Boxern (die Reihenfolge ist willkürlich gewählt!) auf ihre Prüfungen und Turniere vorzubereiten.

Die majestätisch-gravitätisch einherschreitenden Doggen können respektable Maße vorweisen. Herr Schulze weiß von einem Champion-Rüden aus seiner GO zu berichten, der bis zum Widerrist etwa 93 Zentimeter mißt, bis zu den Spitzen der tütenförmigen Ohren gar 1,20 Meter. Was bringt

ein solcher Recke auf die Waage? „Na, so knapp 160 Pfund!" Und was putzt er weg? „Täglich etwa vier Pfund Fleisch mit Milch und Haferflocken."

Wie ist nun einem Scheintäter zumute, wenn solch ein „Tiger", gehetzt von seinem Herrn, geballte Kraft und Angriffslust, mit den 70 Metern Anlauf der „langen Flucht" auf einen zukommt? „Ein bißchen mulmig schon, anfänglich kann man getrost Angst sagen, aber die muß man überwinden, dazu kommt dann die Routine!" Den Ansprung der angreifenden Dogge hält der Scheintäter nicht aus, vor den ungefähr 8 Zentnern (Masse mal Beschleunigung) muß er fast immer in den Staub des Übungsplatzes.

Und was meint ein Abrichtewart zu der im Volksmund umgehenden Behauptung, daß Bastarde stets schärfer und gelehriger seien als Rassehunde? Da winkt Herr Schulze ab: „Stimmt nicht. Es kann — aber es muß beileibe nicht so sein!" Auch, daß frisches Fleisch einen Hund besonders angriffslustig mache, verweist

unser Gesprächspartner ins Reich der Fabel.

Von den großen Hunden sind ja unbestreitbar die Doggen die größten; aber welcher kleinste Hund war es, der da schon knurrend im Hetzärmel hing? „Ein Bullterrier, das ist das Schärfste, was es gibt!"

Was treibt die Besitzer (und den Scheintäter) nun jede Woche hinaus auf den Abrichteplatz, die vielen Stunden der ehrenamtlichen Tätigkeit, die notwendigen Sitzungen, die Arbeitseinsätze, die Turniere und Ausstellungen nicht einmal gerechnet. Ist's überhaupt Sport, und — wozu dient das alles?

Die Auskünfte zahlreicher Hundebesitzer auf einen Nenner gebracht, kann man sagen: Ja, es ist Sport, die körperliche Betätigung auch für „Frauchen" und „Herrchen" ist bei der Ausbildung ihres Tieres bedeutend. Hinzu kommt der Wunsch, dem vierbeinigen Freund Aufgaben zu stellen, ihn zu erziehen, ihn auszubilden, mit ihm die Grenzen seines Aufnahmevermögens abzutasten. Ein noch so scharfer Hund muß stets auf das Kommando des Meutenführers seinen Angriffsdrang zügeln können. Das ist zum Beispiel auch Bedingung, wenn die Mitglieder der GO Berlin-Nord mit ihren Doggen aufgrund eines Patenschaftsvertrages nächtlich im Klinikum Berlin-Buch Kontrollgänge unternehmen. Und Manfred Schulze? Kann auch er von einer Besonderheit seiner Hunde berichten? „Ja! Mein ‚Charly' tritt im Stück ‚Die Bauern' in der Berliner Volksbühne auf. Sieben Proben, Premiere und neun Vorstellungen haben wir schon hinter uns. Nach der Sommerpause geht's weiter. Der Doggenrüde soll da in einer Szene Leute verjagen. Hinter dem zweiten Vorhang stehen meine Frau oder ich, um das Tier wieder in Empfang zu nehmen. Doch das wissen ja die Zuschauer nicht!"

Axel Frank

Fotos: Christa Grams

abgehörtes

Während an den Theatern die ersten Opernpremieren der neuen Saison noch ausstehen, präsentiert ETERNA Operngesang in verschwenderischer Pracht und Fülle. Reverenz an *Carl Maria von Weber*, dessen Todestag sich zum 150. Male jährte, ist eine *Euryanthe*-Einspielung mit internationaler Spitzenbesetzung. Ob Kassette oder Opernquerschnitt, man wird gepackt von der Schönheit, Melodienfülle und Dramatik dieser Musik und wünscht sich — Libretto hin, Libretto her —, diese herrliche Oper endlich wieder auf der Bühne zu erleben. Die Dresdner Staatskapelle, in Hochform, dirigiert Marek Janowski. Jessye Norman, Nicolai Gedda und Tom Krause gestalten mit Intensität und Stimmschmelz die Hauptpartien. Begreift man bei Euryanthe nur schwer den Inhalt, versteht man beim *Opernquerschnitt Aida* von Verdi gleich gar nichts, es sei denn, man kann italienisch. Dann allerdings ist das Hörvergnügen vollkommen. Faszinierend Grace Bumbry als Amneris, dazu Leontyne Price, Placido Domingo, Sherill Milnes, begleitet vom Londoner Symphonie-Orchester unter Erich Leinsdorf. — Obwohl *Mario Lanza* nie auf der Opernbühne agierte, resultiert sein Weltruhm aus dem Operngesang. Neu bei uns auf einer LP brilliert der so früh Gestorbene mit zwölf seiner Lieblingsarien, die zum Glück nicht völlig mit denen unserer Tenöre identisch sind. So freut man sich zunächst an Radames und Rudolf, mehr aber dann an seinem André Chénier und dem Enzo aus La Gioconda — und immer an dem strahlend-leuchtenden Belcanto dieses temperamentvollen Sängers.

Als Pendant steuert Amiga *Erklingen zum Tanze die Geigen* bei, eine *Operettenstarparade*, die es in sich hat, dirigiert doch Karajan die *Fledermaus*-Szenen, sind Erika Köth, Heinz Hoppe und Kurt Böhme im *Vogelhändler*, beim *Schwarzwaldmädel* zu vernehmen, während die *Nacht in Venedig* allerdings wenig attraktiv abläuft. Attraktivität fehlt leider auch anderen Amiga-Novitäten. *Bisser Kirow* genießt zwar Popularität bei uns, aber hört man ihn nacheinander mit 14 Titeln, überhört man keineswegs eine gewisse Einseitigkeit im Sound und Vortrag. Noch weniger vermag *Monika Herz* das Hörinteresse mit zwölffacher *Melodie-Poesie* wachzuhalten. *Andreas Holm exclusiv* hat da zum Glück ganz andre Töne drauf!

Erklingt zum Schluß noch eine Geige, kommt es einer wahren Zaubergeige nahe. Der Magier heißt *Henryk Szeryng*, in Mexiko lebender einstiger Flesch-Schüler. Er stellt sich auf einer ETERNA-Übernahme mit dem *Violienkonzert D-Dur op. 77* von Brahms vor. Sein makelloser Vortrag wird vertieft durch die subtile Begleitung des Londoner Symphonie-Orchesters, Dirigent Pierre Monteux.

Gruß von der Plattenbar

ausgelesenes

„Der Kritikus, der Kritikus!/Na, das ist erst der Hochgenuß." Vorstehender treffender Zweizeiler erweckte sogleich die Sympathie des Auslesers für den Band *„Leute, höret die Geschichte"*, Bänkeldichtung aus zwei Jahrhunderten. *Helga Bemmann*, den Magazinlesern aus vielen Beiträgen wohlbekannt, und an dieser Stelle und nicht nur an dieser schon mehrfach schwer belobigt wegen sorgsamer Pflege ererbter Vortragskunst, hat das Öffentliche-Lieder-Buch herausgegeben. Die Verfasser heißen beispielsweise: Anonym, Glaßbrenner, Chamisso, Anonym, Reutter, Weinert, Kahlau, Kahlow und wieder Anonym. Der famose Bofinger-Bofi brachte eine Reihe nicht gerade unputziger Bänkel-Bilder bei. Theoretisches wollen Sie bitte dem zuverlässigen Vorwort der Herausgeberin entnehmen. (Verlag der Nation, 13,20 M)

Von einer Reise ins Sächsische (Kreis Oschatz!) brachte der Ausleser händereibend gute Beute heim: des großen *Raymond Chandler* nun erschienenen frühen Roman *„Der tiefe Schlaf"*, dem ein gütiger Verlag noch Briefe, Notizen und einen Essay des Autors beigesellte. „Chandler über Chandler" heißt dieser zweite Teil, in welchem geschrieben steht: „Man zeige mir den Mann oder die Frau, die Kriminalromane nicht ausstehen können, dann will ich Ihnen einen Narren zeigen; einen klugen Narren vielleicht, aber nichtsdestoweniger einen Narren." Ein Wort, gegen das die Heranziehung und Schmähung von zweihundert schlechten Krimis überhaupt nichts nützt, das aber schon durch einen einzigen Chandler hinreichend gesichert steht. „Der tiefe Schlaf", das erste Buch mit Philip Marlowe, dem rauhen Moralisten unter den Detektiven der Weltliteratur, ist eine Geschichte vom Familienleben der Oberklasse, von Privat-Initiative und freiem Unternehmertum. Es kommt darin zu Morden. Chandler-Marlowe kann dafür nicht, aber er geht den Dingen nach. Der Realismus dieser Bücher, solche sprachlich-literarische Meisterschaft auf einem Gebiet, wo man sie (leider) nicht so übermäßig gewohnt ist, verwirren die genügsamen Anhänger papierener Reiß- und Schachbrett-Krimis bisweilen derart, daß sie Chandler für langweilig erklären, wie der Ausleser einst erbleichenden Ohres anhören mußte. Tatsächlich: Der Adler ist ein schlechter Kolibri. (Verlag Volk und Welt, 5,40 M)

Ebenso unbekannt (hierzulande) wie empfehlenswert (weltweit) der Bulgare *Stanislaw Stratiew* mit seiner Beschreibung eines Sommers *„Eine Wildente zwischen den Bäumen"*. Eine jugendliche Geschichte voller Lebenserfahrung und -weisheit; eine ungemein witzige Geschichte voller tiefem Ernst; eine herzliche Geschichte und eine kritische dazu. Am Ende kommt der Briefträger. Mit guter Nachricht, woll'n wir hoffen. (Verlag Volk und Welt, 3,60 M)

Ihr Ausleser

Dashiell Hammett

TOD & CO

Fortsetzung von Seite 12

Er riß die Augen weit auf.
„Wo?" wisperte er.
„Wollen Sie mitkommen?"
„Und ob ich will!" rief er. Seine Trägheit und Schwäche war mit einemmal verschwunden.
„Nehmen Sie Ihren Hut", riet ich ihm. „Gehen wir."
Er lief nach oben, um seinen Hut zu holen.
Unterwegs zum Wagen stellte er eine Menge Fragen, die ich meistens mit einem „Warten Sie ab" beantwortete. Doch als wir im Auto saßen, fiel er plötzlich in sich zusammen.
„Was gibt's?" fragte ich.
„Ich kann nicht", flüsterte er. „Ich brauche ... Helfen Sie mir ins Haus ... Der Arzt."
„All right", sagte ich. Ich mußte ihn beinahe ins Haus tragen.
Ich legte ihn auf ein Sofa und bat das Dienstmädchen, ihm ein Glas Wasser zu bringen. Dann rief ich den Arzt an, der jedoch nicht zu Hause war.
Als ich Chappell fragte, ob er einen anderen Arzt haben wolle, entgegnete er mit schwacher Stimme:
„Nein. Es geht schon. Beeilen Sie sich ... Diese Bestie..."
Ich ging auf die Straße, stoppte ein Taxi und ließ mich in den Rücksitz fallen.
Zwanzig Minuten später ging ein Mann die Treppe zu Chappells Haus hinauf und klingelte. Es war Dick Moley alias Harrison M. Rockfield.
Er überrumpelte mich völlig. Ich hatte erwartet, Chappell herauskommen zu sehen, keinesfalls, daß jemand das Haus betrat. Er war bereits im Haus und die Tür hinter ihm zugefallen, bevor ich oben ankam.
Wie ein Rasender klingelte ich.
Drinnen fiel ein Pistolenschuß, und dann noch einer.
Ich zerschmetterte mit dem Pistolenknauf die Türscheibe, steckte meine linke Hand hindurch und tastete nach dem Schloß.
Wieder bellte drin die Pistole, und eine Kugel traf die Tür, daß mir die Glassplitter um die Ohren flogen, doch ich fand das Schloß und öffnete.
Ich stieß die Tür auf und feuerte aufs Geratewohl ins Haus hinein. Irgendetwas bewegte sich in der dunklen Halle. Ohne recht hinzusehen, was es war, feuerte ich wieder, und als ich etwas fallen hörte, feuerte ich auf das Geräusch.
„Genug!" rief eine Stimme. „Hören Sie auf. Ich habe meine Pistole verloren."
Ich war enttäuscht, denn es war nicht Chappells Stimme.
Unterhalb der Treppe fand ich einen Schalter und machte Licht. Dick Moley saß am anderen Ende der Halle auf dem Boden und hielt sich ein Bein.
„Das verdammte Dienstmädchen bekam Angst und verschloß die Tür", klagte er, „sonst wäre ich durch den Hinterausgang entwischt."
Ich ging zu ihm hin und hob die Pistole auf.
„Habe ich Sie noch anderweitig getroffen oder nur ins Bein?" fragte ich.
„Nein, ich hätte es schon noch geschafft, wenn ich nicht die Pistole verloren hätte, als ich fiel."
„Wenn und wenn!" höhnte ich. „Jetzt werde ich Ihnen etwas sagen. Abgesehen von der Kugel in Ihrem Bein, brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, vorausgesetzt, Sie haben Chappell nicht umgebracht."
Er lachte.
„Wenn er nicht tot ist, dürfte er sich jedenfalls recht komisch fühlen mit zwei 44er Kugeln im Kopf."
„Das war schrecklich dumm von Ihnen", stöhnte ich.
Er glaubte mir nicht. „Das ist die beste Arbeit, die ich jemals verrichtet habe", prahlte er.
„So, und das glauben Sie? Und was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich nur auf seinen nächsten Schachzug zu warten brauchte, um ihn wegen Mordes, begangen an seiner Frau, zu verhaften?"
Er machte große Augen.
„Und da kommen Sie und zerstören alles", knurrte ich ihn an. „Ich hoffe wirklich, daß Sie deswegen baumeln werden."
Ich kniete neben ihm nieder und schnitt mit meinem Taschenmesser sein Hosenbein auf.
„Was haben Sie eigentlich gemacht? Sie tauchten unter, als Sie Mrs. Chappell in Ihrem Appartement tot auffanden, weil Sie annahmen, daß ein Mann mit Ihrer Vergangenheit unmöglich aus dieser Sache herauskommen könne. Und als Sie in den Nachmittagsnachrichten hörten, wessen man Sie beschuldigte, verloren Sie völlig den Verstand und handelten total übereilt."
„Ja", antwortete er langsam, „doch ich bin nicht so sicher, übereilt gehandelt zu haben. Ich habe vielmehr das Gefühl, daß ich ihm gegeben habe ... naja, was er verdiente."
„Sie und Ihre Gefühle", sagte ich. „Er stand vor seiner Verhaftung. Alles war so unsinnig. In der ersten Nacht holte niemand das Geld ab, trotzdem war es in der nächsten Nacht verschwunden. Das behauptete er jedenfalls. Wir hatten ja nur sein Wort, daß er das Geld dort deponiert hatte und daß er es in der kommenden Nacht nicht mehr vorgefunden habe. Als er erfuhr, daß der Ort überwacht wurde, ließ er in der nächsten Nacht das Geld liegen und schrieb den Brief, demzufolge Tod und Co. wußte, daß er sich an die Polizei gewandt habe. Auch das haben wir

völlig geheimgehalten. Und dann die Art, wie er versuchte, die Schuld auf Sie abzuwälzen, als es brenzlig wurde — nein, Sie waren sehr dumm, Moley. Wir haben zwei und zwei zusammengezählt, und wenn Sie ihn in Ruhe gelassen hätten, wäre er verhaftet worden. Wir hätten alsdann die Nachricht an die Zeitungen gegeben und darauf gewartet, daß Sie sich melden und uns die Auskünfte geben, die Sie von jedem Verdacht freisprechen. Und ihn hätten wir gehängt."

Ich band meine Krawatte über seine Beinwunde.

„Doch so vernünftig konnten Sie einfach nicht sein. Wie lange hatten Sie ein Verhältnis mit ihr?"

„Ein paar Monate", antwortete er. „Aber sie war nicht irgendeine beliebige Frau. Ich meinte es ernst."

„Wie kam es, daß er sie allein im Appartement vorfand?"

Er schüttelte den Kopf.

„Er muß ihr gefolgt sein an jenem Nachmittag, da sie sagte, sie wollte ins Theater. Vielleicht stand er draußen und wartete, bis ich das Haus verließ. Ich mußte geschäftlich in die Stadt, aber ich war kaum eine Stunde weg. Sie war bereits kalt, als ich zurückkam."

Er runzelte die Stirn.

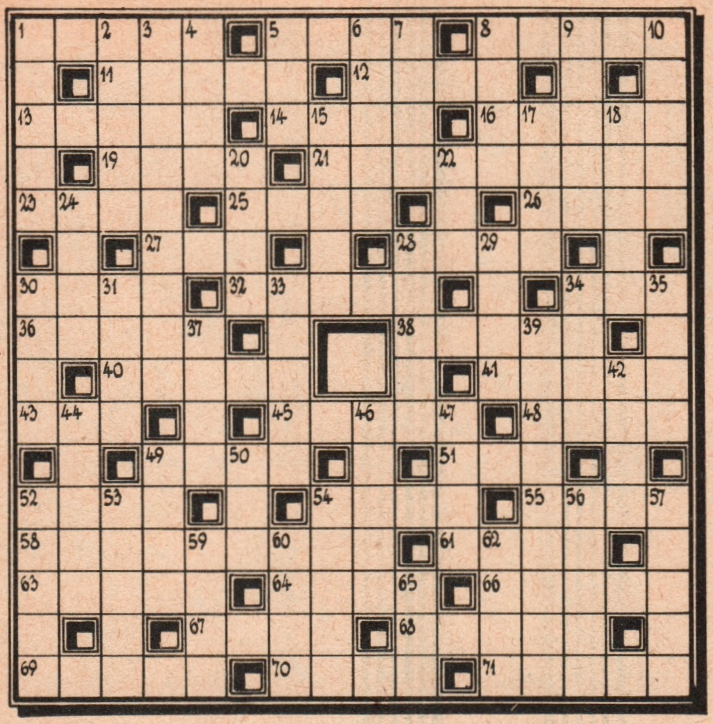
„Ich glaube nicht, daß sie aufgemacht hat, als es an der Tür klingelte. Vielleicht hatte er einen Nachschlüssel."

Polizeibeamte betraten die Halle. Das erschreckte Dienstmädchen hatte vernünftigerweise die Polizei alarmiert.

„Glauben Sie, daß er die ganze Sache geplant hat?" fragte Moley.

„Nein. Ich nehme an, daß er seine Frau in einem Eifersuchtsanfall ermordete, und erst hinterher erfand er die Geschichte von Tod und Co."

(Aus dem Amerikanischen von Michael O. Güsten)
Illustrationen: Nuria Quevedo



Auflösung aus Heft 8/1976

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Gemse, 5. Agger, 9. Laken, 12. Eclair, 13. Luna, 14. Gotha, 15. Sudan, 17. Kanal, 20. Emma, 22. Briesenick, 24. Lure, 26. Klein, 28. Nahe, 29. Idee, 30. Saga, 32. Bess, 34. Nis, 36. Nase, 37. Lek, 39. Arosa, 41. Besan, 43. Isere, 45. Rede, 46. Log, 47. Espe, 48. Ambra, 50. Heuer, 52. Sarde, 54. Ree, 55. Neun, 57. Lea, 59. Real, 60. Watt, 62. Shaw, 63. Muse, 65. Motto, 67. Aden, 70. Aschenbach, 73. Ilse, 75. Geher, 76. Onkel, 78. Islam, 79. Illo, 80. Sergel, 81. Arrak, 82. Angel, 83. Arena. — Senkrecht: 1. Gogol, 2. Mieter, 3. Schmeisser, 4. Elam, 5. Ais, 6. Grube, 7. Elain, 8. Rune, 9. Lake, 10. Kenia, 11. Nelke, 16. Drin, 18. Anna, 19. Achter, 21. Aken, 23. Saas, 25. Ufer, 27. Leib, 30. San, 31. Geiss, 32. Basar, 33. Sorbe, 35. Selen, 36. Nagel, 37. Leere, 38. Kegel, 40. Adana, 42. Sou, 44. Sparwasser, 49. Meduse, 50. Hut, 51. Rest, 53. Dame, 56. Eton, 58. Ahoi, 60. Wehe, 61. Dock, 63. Magma, 64. Schur, 65. Manon, 66. These, 68. Delle, 69. Nemea, 71. Erik, 72. Bola, 74. Liga, 77. Lel.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Wasserbewohner, 5. Gleichwort für Gerücht, 8. Hauptstadt von Marokko, 11. Schauspieler der DDR, 12. Nebenfluß des Po, 13. See in Finnland, 14. Hauptstadt der Jemenitischen Arabischen Republik, 16. Gartengerät, 19. Bleistifteinlage, 21. Schauspielerin der DDR, 23. vorspringender Rand, 25. Einbringen des Samens in die Erde, 26. Stadt in der Schweiz, 27. früherer sowjetischer Schachweltmeister, 28. Öffnung im Schiffsdeck, 30. indisches Frauengewand, 32. Teil des Mittelmeeres, 34. Göttin der Morgenröte, 36. Fläche, 38. schriftliche Unterlage, 40. Detonation, 41. Tagesabschnitt, 43. Nebenfluß der Wolga, 45. Schlingpflanze, 48. altgriechische Stadt in Unteritalien, 49. Nelkengewächs im Getreide, 51. Berliner Wappentier, 52. kleiner Froschlurch, 54. Maßeinheit des Druckes, 55. Körperteil, 58. Schauspielerin der DDR, 61. arabischer Staat, 63. einjähriges Fohlen, 64. Gestalt aus „Nabucco", 66. Edelgas, 67. Stadt in Nordspanien, 68. Hindernis, 69. Bildseite einer Münze, 70. Autor des Romans „Trini", 71. Tierlager.

Senkrecht: 1. flauschiger Wollstoff, 2. Baumfuß, 3. Schauspieler der DDR, 4. Wäldchen, 5. rotwollene Kopfbedeckung, 6. französischer Maler des vor. Jh., 7. Opern- und Konzertsänger, NPT, 8. Segelstange, 9. Laubbaum, 10. Spielkartenfarbe, 15. Stern im Sternbild Adler, 17. niedere Pflanze, 18. wasserreichster, zweitlängster Strom Afrikas, 20. Nebenfluß des Duero, 22. Stadt in Südfrankreich, 24. Nebenfluß der Donau, 28. Tanzpädagoge, gest. 1958, 29. sowjetische Halbinsel, 30. gekörntes Stärkemehl, 31. Fluß in Jugoslawien, 33. Vertiefung, Beule, 34. Fernsehspiel- und Filmautor, NPT, 35. Reinigungsmittel, 37. Eruptivgestein, 39. Sportreporter bei Funk und Fernsehen, 42. Edelgas, 44. Gesangsstück mit nacheinander einsetzenden Stimmen, 46. Laubbaum, 47. nordspanischer Fluß, 49. Teil des Weinstocks, 50. Meistergrad im Judo, 52. islamischer Rechtsgelehrter, 53. Gliederverbindung, 54. Scheunenboden, 56. Dorfwiese, 57. europäischer Strom, 59. Regenbogenhaut des Auges, 60. Wildrind Vorderindiens, 62. Planet, 65. Vorfahr.

Liebe, Phantasie und Kochkunst

Tödliche Verwandte

Seltsam, aber die rote Schönheit der Tomate hat die Leute in vergangenen Zeiten beunruhigt — etwa so, wie man vor einer schönen, aber gefährlichen Frau zurückschreckt. Angeblich sollen in alten Tagen nur unglückliche Liebhaber und potenzielle Selbstmörder mit der roten Frucht geliebäugelt haben. Und das nicht nur der Farbe, sondern auch der Abstammung wegen. Denn in der Familie der Nachtschattengewächse, zu der die Tomate gehört, gibt es tatsächlich tödliche Verwandte, zum Beispiel die gefürchtete Tollkirsche, das Bilsenkraut und den Stechapfel.

Bis man die überlieferten Vorurteile und die Angst vor der fleischigen Beerenfrucht abgelegt hatte, vergingen Jahrhunderte. Noch 1754 wurde die Tomate im deutschen Schrifttum als Giftpflanze geführt. Und in Nordamerika kam sie erst mit der Unabhängigkeit, die sich dieses Jahr zum zweihundertsten Male jährt, auf den Tisch. Als sie endlich ihren schlechten Ruf verloren hatte, überschüttete man sie mit vielversprechenden Kosenamen wie Liebesapfel, Paradeiser oder Paradiesapfel. So genannt wurde sie schnell beliebt und eine Zeitlang sogar unter diesem Namen in vielen Kochbüchern registriert. Inzwischen wimmelt es in der internationalen Kochliteratur nur so von guten Tomatenrezepten. Hiervon eine nach eigenem Geschmack leicht abgewandelte Kostprobe.

Tomates à la Provencale
6 feste, große Tomaten
1—2 zerdrückte Knoblauchzehen
3 Eßlöffel feingehackte Zwiebeln
1 Eßlöffel feingewiegtes Basilikum
(oder weglassen)
2 Eßlöffel feingehackte Petersilie
1 Messerspitze Thymian
1/4 Teelöffel Salz
1 große Prise Pfeffer
5—6 Eßlöffel Öl
50 g feine Weißbrotkrumen

Die Tomaten halbieren und mit dem Teelöffel vorsichtig etwas vom Inneren herausnehmen. Alle Zutaten gut vermischen, Füllung abschmecken und je 1—2 Teelöffel voll davon in die Tomatenhälften füllen. Ein paar Tropfen Öl darüber sprenkeln und die Früchte in eine gut gefettete feuerfeste Form stellen, nicht zusammendrängen. In die oberen Schienen des auf 200 Grad C vorgeheizten Backofens schieben und 10 bis 15 Minuten backen. Die Tomaten müssen ihre Form behalten, die Füllung soll leicht gebräunt sein. Sofort servieren.

Dazu schmecken Steaks, Schnitzel, Roastbeef, Broiler, gegrillte Heringe und Makrelen. Man kann die Tomaten aber auch als warme Vorspeise oder zusammen mit Eiergerichten verspeisen.

Pizza alla napolitana
Hefeteig von 500 g Mehl
Zum Belegen:
2—3 Eßlöffel Tomatenmark
2 Eßlöffel Öl
100 g Reibkäse
1 Teelöffel Majoran
8 Tomaten
Sardellenfilets oder Sardellenpaste
Schnittkäse
Salamischeiben
Öl

Den ausgerollten, auf das Backblech gelegten Hefeteig mehrmals mit der Gabel einstechen und mit Tomatenmark und Öl bestreichen. Reibkäse, Majoran darüberstreuen. Mit Tomaten- und Salamischeiben, Sardellenfilets und schmalen Käsestreifen belegen. Mit Öl beträufeln (dadurch wird die Pizza saftiger) und im vorgeheizten Backofen bei mittlerer Hitze gar backen. Salzen, in Stücke schneiden und heiß servieren. Ein Gläschen Rotwein sollte nicht fehlen.

Tomatenpüree
500 g reife Tomaten
30 g Butter
1 Eßlöffel Öl
1 feingehackte Zwiebel
1—2 zerdrückte Knoblauchzehen
1 Teelöffel Zucker
1/2 Teelöffel Basilikum
(oder weglassen)
1 Teelöffel Thymian
Salz und Pfeffer

Die grob zerschnittenen Tomaten mit den übrigen Zutaten zugedeckt bei schwacher Hitze 45 Minuten köcheln lassen. Wenn die Masse dickflüssig wird, durch ein Sieb streichen und das Tomatenpüree mit Salz und frisch gemahlenem Pfeffer abschmecken. Mit Steak oder Fisch servieren.

Das Püree können Sie auch als Tomatensoße zu Spaghetti oder verlorenen Eiern verwenden. Eingeweckt hält es sich bis zum Winter. Mit etwas Weinessig, mehr Zucker und Gewürzen können Sie das Püree in ausgezeichnetes Tomatenketchup verwandeln.

Magnus

Zeichnung: Horst Hussel

BUCH DES MONATS

BUCH CLUB 65

BUCHHAUS LEIPZIG

WERDEN SIE MITGLIED DES BUCHCLUBS 65, und Sie erhalten jeden Monat ein Buch in Leinen mit Schutzumschlag zum Vorzugspreis von 7 Mark, vierteljährlich eine illustrierte Leserzeitschrift, nach dem Bezug von 12 Bänden den GESCHENKBAND: Katajew, Lob der Dummheit. Sollten Sie eines der Bücher bereits besitzen, halten wir eine Auswahl von Austauschbänden bereit. Tragen Sie dann die Nummer des gewünschten Buches in die für den Monatsband vorgesehene Rubrik ein (Lieferung nur innerhalb der DDR).

DAS LEBEN DES JEAN PAUL FRIEDRICH RICHTER -787-
Günter de Bruyn · 409 Seiten
Der Autor rekonstruiert das Leben des Dichters Jean Paul.

DIE FAMILIE REZEAU -788-
Hervé Bazin · Aus dem Französischen · Etwa 608 Seiten
In dem in einem Band erschienenen Romanzyklus „Die Familie Rezeau" mit den Titeln „Viper im Würgegriff", „Das Tischtuch ist zerschnitten" und „Ruf der Schleiereule" hält Bazin mit seiner aristokratischen Familie Abrechnung.

UNTER DEM SOMMERHIMMEL -779-
Vytautas Bubnys · Aus dem Litauischen · Etwa 340 Seiten
Im Mittelpunkt der Handlung dieses litauischen Gegenwartsromans steht das Schicksal der Familie Kreizenas.

EIN BLATT LIEBE -790-
Emile Zola · Aus dem Französischen · 375 Seiten
Der Roman ist eine psychologische Meisterstudie über das Verhalten Verliebter.

STUNDE DER WAHRHEIT -872-
Karl Zuchardt · Etwa 536 Seiten
Vier Könige sterben und erleiden den schicksalhaften Ausklang ihres Lebens. Von König Heinrich VIII. von England spannt sich der Bogen über Philipp II. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich bis zu Friedrich II. von Preußen. In vier Ländern spielt sich ein Schlußdrama des absoluten Königtums ab.

FRÜHLINGSFLUTEN -877-
Iwan Turgenjew · Aus dem Russischen · Etwa 484 Seiten
Dieser Band enthält eine Auswahl meisterhaft geschriebener Erzählungen des russischen Klassikers, die in den Jahren 1870 bis 1883 entstanden.

DAS NADELÖHR -886-
Clarisse Nicoidski · Aus dem Französischen · etwa 285 Seiten
In diesem Familienroman geht es um menschliche Beziehungen, die in der scheinbar heilen Bürgerwelt in Wirklichkeit gar nicht mehr existieren.

IM SCHLARAFFENLAND -887-
Heinrich Mann · Etwa 370 Seiten
Es ist die Geschichte vom Aufstieg und von der Enttäuschung eines Studenten aus der Provinz — eine beißende Satire auf das Großbürgertum der Jahrhundertwende.

DER REGENBOGEN -972-
Bruno Apitz · 472 Seiten
Spannung und Handlungsverlauf dieses Buches werden vom Erlebnisbereich einer proletarischen Mutter in den Jahren 1900 bis 1920 bestimmt, die für ihre Kinder ein menschenwürdiges Leben anstrebt.

THEOPHILUS NORTH oder EIN HEILIGER WIDER WILLEN -950-
Thornton Wilder · Aus dem Amerikanischen · Etwa 480 Seiten
Die heitere Beichte — mit einem lachenden und mit einem weinenden Auge — des Lebenskünstlers Theophilus North.

DIE SACHE MIT MARIA -951-
Herbert Otto · Etwa 350 Seiten
Herbert Ottos neuer Roman erzählt vom Lebensweg zweier origineller, beeindruckender Persönlichkeiten.

DER SCHWANENZUG -952-
Wassyl Semljak · Aus dem Russischen · Etwa 395 Seiten
In den 30er Jahren, unmittelbar vor der Kollektivierung, sind die alteingesessenen und traditionsgebundenen Bauern eines ukrainischen Dorfes weit entfernt vom sozialistischen Bewußtsein. Der Trieb nach Besitz führt sie zu Abhängigkeit, Bösartigkeit und Neid.

AUSTAUSCHBÄNDE

UNGEDULD -728-
Juri Trifonow · Aus dem Russischen · 412 Seiten
Historischer Roman (1850—1881)

DER FRIEDE IM OSTEN -776-
1. Buch: AM FLUSS · Erik Neutsch · 512 Seiten
Der Roman zeigt, wie sich eine Generation aus der faschistischen Ideologie löste, wie sie sich neue weltanschauliche Positionen erobert und sich den Schwierigkeiten und Fragen dieser neuen Welt stellt.

TRAUER -845-
László Németh · Aus dem Ungarischen · Etwa 350 Seiten
Im Mittelpunkt dieses psychologischen Romans steht die junge Zsefi Kurator, der ein grausames Schicksal nacheinander Mann und Kind nimmt.

UND WER HILFT IHR? -848-
Lennart Frick · Aus dem Schwedischen · Etwa 295 Seiten
Dieser Roman, der im heutigen Schweden spielt, behandelt die scheinbar individuellen Probleme der Sozialhelferin Kristine.

TEILNAHMEERKLÄRUNG (an das Buchhaus Leipzig, 701 Leipzig, Postfach 569, einsenden)
-Anzeige Magazin- Ich abonniere beim buchclub 65 die Reihe BUCH DES MONATS. Ich verpflichte mich, 12 Monatsbände zu beziehen. Der Monatsbetrag wird per Nachnahme eingelöst (Preis je Buch 7 Mark zuzüglich 1 Mark bzw. 1,20 Mark anteilige Versandkosten). Die Bezugsbedingungen erkenne ich an.

Name/Vorname

Postleitzahl/Wohnort Straße/Hausnummer

Alter Beruf Sind Sie bereits Mitglied des buchclubs 65?

Datum/Unterschrift Bei Jugendlichen Unterschrift der Eltern

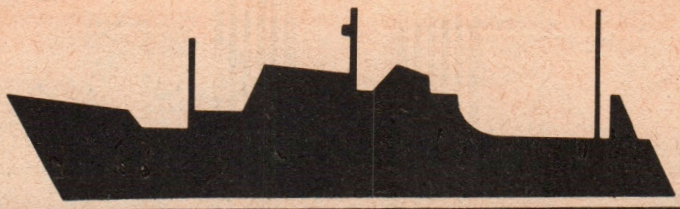
787	788	779	790	872	877	886	887	972	950	951	952	GB 840

Augen auf!

DEWAG DRESDEN · Hoffmann

Sie braucht keinen Tagesplan.
Doch der Mensch...
Geregelte Tageseinteilung, bessere Organisation von Arbeit, Familienalltag und Freizeit verhindern Hektik und ungesunde Belastung.
Sei klug - lebe gesund !

Deutsches Hygiene-Museum in der DDR
801 Dresden, Lingnerplatz 1



HOCHSEEFISCHFANG

DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Die Hochseefischer des größten
Fischereibetriebes unserer Republik
sind auf internationalen Fangplätzen
im Einsatz, um die Versorgung der
Bevölkerung mit Fisch ständig zu verbessern.

Moderne und leistungsfähige Schiffe,
die internationale Anerkennung finden,
stehen den Besatzungen zur Verfügung.

An Bord unserer Schiffe gibt es vielseitige
Einsatzmöglichkeiten,
abhängig von der schulischen und
bisherigen beruflichen Entwicklung.

Der VEB FISCHKOMBINAT ROSTOCK
nimmt Bewerbungen von

männlichen Arbeitskräften

ab 18 Jahren entgegen.

Sie erhalten von uns weitere Informationen,
wenn Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung
einen ausführlichen Lebenslauf beifügen.

VEB FISCHKOMBINAT ROSTOCK
251 ROSTOCK PERSONALBÜRO

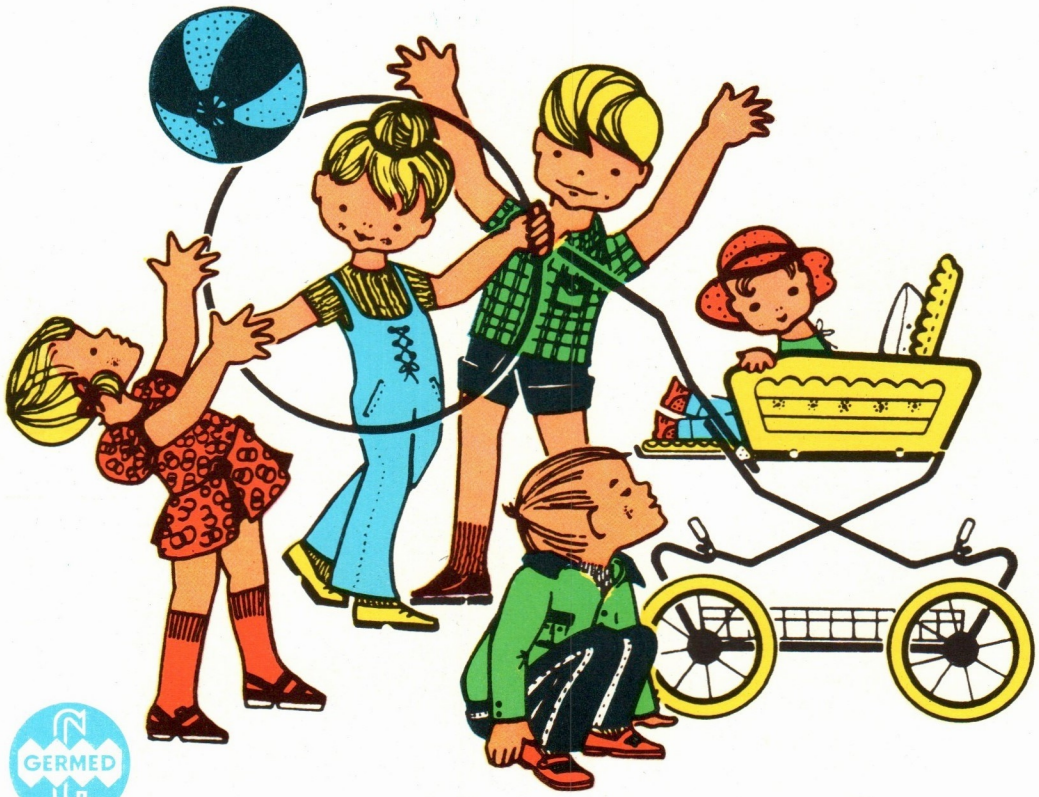
Reg.: III/43/76

32 501

Weil's der Haut wohltut:

ELASAN

CREME
BABYÖL · BABYPUDER · BABYSEIFE
BABYBAD
BABYMILD
MILK
GEL



GERMED